Hohnhorst
C. L. Sand
1.2

529

C. L. Sand.

# Vollständige Uebersicht der gegen Carl Ludwig Sand, wegen Meuchelmordes, verübt an dem K. Russischen Staatsrath v. Kotzebue, geführten Untersuchung.

Aus den Originalakten ausgezogen, geordnet, und herausgegeben

von dem
Staatsrath von Hohnhorst,
vorsitzendem Mitgliede der angeordneten Untersuchungs-Commission.

„Erhebung fühlt der Geist, der
„Wahn von Wahrheit sichtet."
Tiedge.

## Erste Abtheilung.

Mit Sand's Bildniß in Kupfer, einer Zeichnung in Steindruck, und mehreren Beylagen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1820.

363. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

## Vorwort.

War es denn nothwendig, den Menschen, das Geschöpf, welches auf dieser Erde allein Gottes Wunder, wenn auch nicht begreifen, doch anstaunen kann, mit so lasterhaften unbändigen Leidenschaften auszustatten, die kein anderes geschaffenes Wesen kennt? Oder war es nöthig, den Menschen Leidenschaften Preis zu geben, seiner ursprünglichen Bestimmung fremd, wilden Auswüchsen seiner Denkkraft, dieser Gabe der Gottheit, um ihn vor allen andern irdischen Geschöpfen auszuzeichnen?

Ist dieses vielleicht gleichfalls ein nicht zu lösendes Wunder?

Diese, oder ähnliche Betrachtungen mochte wohl derjenige Theil des Publikums, der in Sand nicht unbedingt den Helden für das gemeine teutsche Wohl vergöttern wollte, dann

anstellen, als so manches öffentliche Blatt — freilich aus gar unsicheren Quellen — der Menge erzählte: daß ein gutgearteter, frommer, für Recht und Vaterland athmender Jüngling einen schwachen bejahrten Mann, den er persönlich gar nicht kannte, der ihn nie im Leben feindselig berührt hatte, der ihn freundlich aufnahm — kaltblütig, troß dem ersten Virtuosen der Italiänischen Banditen, mordete, stolz auf seine That sich ihrer vor dem Volke rühmte, seinem Schöpfer für die Vollbringung dankte, und sich endlich der Richterhand durch Selbstmord zu entziehen suchte. Dann, als das Volk aus manchen dieser Blätter vernahm, daß der Mörder ein verständiger, mit vorzüglichen Kenntnissen begabter junger Mann sey, kein Schwärmer, noch weniger ein Wahnsinniger; denn wäre das ausgemacht gewesen, so möchte der Eindruck seiner That bald erloschen seyn, oder sich in Bedauern aufgelöset, und nur eine Erinnerung an manches traurige Beispiel, das die Geschichte uns aufbewahret hat, hinterlassen haben.

Kam nun aber sogar noch die Andeutung hinzu, daß die That Folge eines durchdachten Sy-

stems, Folge einer Ueberzeugung der Nothwendigkeit gewesen sey, wohl gar, daß der Mörder sich zum Opfer für die gemeine gute Sache geweihet habe; so mußte dieses entweder jene Betrachtung herbeiführen, oder es konnte die tolerantere Mehrheit vielleicht sagen: ehe wir sie auf den Verbrecher anwenden, wollen wir erst sein System vorgelegt haben, und es prüfen.

Also mögen schon in dieser Hinsicht die gegenwärtigen Blätter einigen Werth haben; denn sie allein können die eigene Rechtfertigung des Verbrechers über den moralischen Werth seiner Handlung, und die Schlußfolge, worauf er ihren Beweggrund bauete, mit ihren wahren und falschen Argumenten vorlegen.

Es sind aber die Betrachtungen der kalten Ueberlegung nicht die des Augenblicks bei solch einer gräßlichen That. Zumal nicht die am Schauplatze, wo der unerhörte Meuchelmord das Volk aus seiner zufriedenen Ruhe zu Verwünschungen und bangen Ahnungen weckte.

Denn gewiß bleibt es doch: Meuchelmord und Dolchstiche — Ausnahmen giebt es überall — waren dem ältern teutschen Volke als Verbrechen

des Tages durchaus fremd. Nur zwei Dolche kannte es, den Dolch der Barmherzigkeit, der war aber Rittersitte und Recht des Siegers, und den Dolch der Vehme, doch ward auch dieser nur nach Vertheidigung oder beim Ungehorsam des Beklagten gebraucht, und war gewissermaßen durch das Gesetz geheiligt.

Wenn nun gleich der neuere Teutsche — hin und wieder — der Affe anderer Nationen genannt wird, so bewahrte ihn doch der Genius seines Volkes davor, dem Italiäner und Spanier gleich, den Dolch gegen den wehrlos Ueberfallenen zu gebrauchen, oder ihn gar dem gedungenen Banditen zu reichen. Darum wird dem teutschen Criminalrichter auch nur selten, und als unerhörter Fall der eigentliche Banditen-Mord, zumal da, wo nicht ganz niedrige Bewegungsgründe die That leiten, z. B. beim Raubmorde, vorkommen.

Es mußte aber das Unerhörte im ersten Augenblicke auch unerhörte Eindrücke hervorbringen; Eindrücke, die bald den Zwerg zum Riesen umschufen. Was war natürlicher, als, da man zur großen That große Gründe suchen mußte, ein Vehmgericht neuerer Zeiten, den Alten vom Ber-

ge, heimliche Orden, Verschwörungen, und die Wahl des Thäters durch das Loos, zur Sprache zu bringen. Und so wurde wirklich anfangs die öffentliche Sicherheit durch den bangen Gedanken gefährdet: Wer ist bei solchen Umständen sicher, daß, wenn er den Verbindungen — denen man freilich noch keinen bestimmten Namen zu geben wußte — mißfällt, er nicht heute oder morgen Kotzebue's Schicksal theilen muß? Solche Gedanken mußten zunächst Mannheims Einwohner, durch Biederkeit und Frohsinn bekannt, aber durchaus ohne Antheil an Kotzebue's litterärischen Fehden und politischen Projekten, beunruhigen. Mußten sie doch glauben, daß er gerade in ihrer Stadt am ruhigsten würde haben leben können! Denn da fand er keinen Schriftsteller, mit dem er in die Schranken eines litterärischen Kampfes hätte treten können oder wollen; dort las man sein Wochenblatt, wie man zehn andere Produkte der Litteratur liest, und legte es wieder zur Seite, nicht ohne sich bei der einen oder andern Stelle zu erheitern. In Mannheim endlich war Kotzebue als Gesellschafter willkommen, ohne daß eine nähere Ver-

bindung mit seinen Grundsätzen nothwendig dünkte, aber eben so wenig ein Mißtrauen gegen ihn als politischen Spion, oder als denjenigen, der — wie es von manchen Seiten wiederhallte — ein entferntes mächtiges Volk an unsern friedlichen Rhein locken wollte. Kurz, die Nothwendigkeit, diesen Mann gewaltsam aus ihrer Mitte reißen zu müssen, mochten Mannheims Bewohner wohl nicht so recht einsehen; und unnatürlich blieb es immer, daß gerade zu einer Zeit, wo sie endlich seit vier Jahren der langersehnten äußeren Ruhe genossen, und wo sie mit ihren Badischen Mitbürgern voll froher Hoffnung auf ihren geliebten neuen Regenten blickten; daß gerade in diesem Augenblicke ein ganz Unberufener erscheint, und ihnen sagen will: Ihr habt einen Feind des teutschen Vaterlandes unter euch, eure Regierung kennt ihn nicht als solchen, ich aber; und daher will ich euch durch einen Gewaltstreich von ihm befreien. Danket mir und verehret mich als euern Retter!

Aber noch verwickelter, noch beunruhigender ward die Sache, als man unter Sand's Papieren in Jena Dokumente fand, welche eine

Verbindung, wo nicht zur That, doch wenigstens zu gefährlichen Grundsätzen anzuzeigen schienen.

Es entschloß sich nun Se. Königl. Hoheit der Herr Großherzog von Baden, eine eigene Commission zur Führung dieser Untersuchung anzuordnen. Der in dem Charakter des erhabenen Regenten liegende, und durch so viele Züge seiner Regierung an den Tag gelegte Grundsatz „streng, rechtlich aber menschlich" mußte dieser Commission der Leitfaden ihres Verfahrens werden. Darum suchte sie ihren Zweck nicht darin, Verbrechen nachzujagen, wo sie keine hinlängliche Anzeige bei den Akten hatte; darum aber verfolgte sie jede aktenmäßige Spur des Schuldigen, damit einst dem Volke gesagt werden könne, ob es etwas zu fürchten habe, und was; — und damit die Gränzen, über welche das Verbrechen nach seinen äußeren Verbindungen nicht hinausgehe, genau angezeigt werden möchten.

Ist nun dieser Zweck erreicht? Ist er es insbesondere so vollständig, daß bestimmt gesagt werden könnte: Kotzebue fiel zwar ein Opfer überspannter oder schwärmerischer Ansichten, einer schiefen Anwendung unrichtiger Grundsätze; doch

steht die That, wie so mancher andere Mord, isolirt für sich da?

Ich gestehe gern, daß ich, später eingreifenden Vorgängen nach, der erste bin, der daran zweifelt, daß die vollständige Erreichung des Zweckes möglich war; so wie ich nunmehr auch jene Fragen durchaus zu bejahen nicht auf mich nehmen möchte.

Denn ungeachtet ich früher — man wolle meinem festen Vertrauen auf teutschen National-Charakter, von dem ich glaubte, es müsse in ihm ein angestammter Abscheu gegen Banditenstreiche liegen, etwas zu Gute halten — den Worten des Verbrechers so gern Gehör geben wollte; daß seine That selbstständig aus der Liebe zum Vaterlande hervorgegangen sey, daß er keine gewaltsame politische Revolution, kein System zum Morde gegen bestimmte Individuen oder gewisse Klassen der Staatsbürger beabsichtiget habe, und daß Niemand weiter mit gleichen Gewaltstreichen bedrohet sey. — Ungeachtet ich um so lieber seiner gezwungenen Auslegung mancher Worte in seiner Proklamation und seinen Aufsätzen Glauben geschenkt hätte, als

er dann seine That, nach seinem Verschulden, hätte büßen mögen, man aber doch zugleich dem Volke hätte sagen können: Sand's Verbrechen war das eines einfachen Meuchelmordes, welches Gottlob zwar selten doch nicht unerhört ist; der friedliche Bürger jeder Klasse darf aber ruhig leben wie zuvor, es zeigen sich keine Dolche, die für ihn geschliffen wären!

Ungeachtet aller dieser beruhigenden Resultate, welche die frühere Untersuchung zu geben schien, mußte doch später diese Hoffnung beunruhigenden Anzeigen weichen.

Schon der mehrere Monate nach Sand's That versuchte Meuchelmord zu Schwalbach — gleichviel ob er mit jener zusammenhängen, oder aus gleichen Grundsätzen entsprungen seyn mochte — ließ es fürchten, daß Kotzebue's Leiche nicht den lezten Akt des großen Trauerspiels geschlossen habe. Dann aber trat gleich nachher die bekannte merkwürdige Proklamation der Berliner Staats-Zeitung hinzu, Grundsätze als aktenmäßigen Erfund übereinstimmender Vereinbarung aufstellend, welche als Commentar zu manchen Aufsätzen des Verbrechers Sand dienen

konnten, und diejenige Deutung, welche er den verfänglichsten Stellen derselben geben wollte, als wären sie einzig Geburten seiner Phantasie, seiner einzelnen Ueberzeugung, in das zweifelhafteste Licht stellen mußten.

So sey es dann offen gestanden! Den ganzen Zweck, welchen die Commission sich vorsetzen mußte, nämlich solche erschöpfende und zusammenhängende Materialien zu Tage zu fördern, um die ganze Sache in voller Klarheit übersehen zu können, hat sie wohl nicht erreicht. Im Fortgange dieser Schrift wird man finden, mit wie vielfachen Hindernissen die Untersuchung zu kämpfen hatte, sobald ihre Forschungen über den eigentlichen Thatbestand des Mordes hinausgiengen; darum wird man es nachsehen müssen, daß keine vollkommene Aufklärung aller Verzweigungen der sogenannten politisch-demagogischen Verbindungen oder Systeme, deren Existenz die öffentlichen Blätter kund thaten, und durch Arrestation an allen Ecken belegten, von der Mannheimer Commission vorgelegt werden kann.

Materialien und Winke kann sie allerdings liefern, aber nur als Fragmente; und erst dann

wird eine zusammenhängende Uebersicht über diesen Gegenstand vielleicht möglich werden, wenn die Resultate der mehreren schon bestehenden und vielleicht noch hinzukommenden Special-Commissionen in ein Ganzes zusammengefaßt werden, obwol auch dann völlige Vollständigkeit nicht zu verbürgen ist.

Indessen habe ich als vorsitzendes Mitglied der hiesigen Untersuchungs-Commission es versucht, einen Auszug aus den Untersuchungs-Akten zu bearbeiten. Wenn ich diesen jezt bekannt mache, so verhehle ich mir es nicht, daß es nicht so ganz leicht seyn dürfte, die Sache einem Jeden recht zu machen. Darüber habe ich nur zwei Worte zu sagen. Meine Absicht ist redlich, weil sie dahin gehet, Wahrheit und zwar buchstäbliche Wahrheit aus den Akten zu liefern; sollte diese, wie es ihr so oft geht, nicht Jedem gefallen, so ist das meine Schuld nicht. Die sorgfältig gesammelten Rand-Allegate machen meine Controlle aus; der Leser, den sie nicht interessiren, wird sie schon von selbst überschlagen. Dafür also stehe ich, daß mein Auszug nach den Akten wahr ist; dafür aber nicht, daß diese Akten, in so weit sie des Verbrechers

Aussagen enthalten, durchaus Wahrheit wären; denn dabei habe ich selbst manche Zweifel, welche sich aber nicht bestimmter lösen ließen. Meine eigenen hin und wieder geäußerten Ansichten stehen dem Beifall oder Tadel des Publikums durchaus zu Befehl; ich achte sie selbst nicht als wesentlich zur Beurtheilung der Hauptsache.

Was etwa noch weiter zu sagen wäre, wird am besten bis zum Schluß-Worte ausgesezt werden können; so wie auch in dem Augenblicke nicht dafür einzustehen ist, daß sich nicht einige Ansichten in dieser Uebersicht aktenmäßig noch ändern könnten. Sollte dieses der Fall seyn, so wird demnächst die nöthige Aufklärung darüber dem Publikum vorgelegt werden.

Mannheim, den 15. Sept. 1819.

v. H.

# Erste Abtheilung.

Enthaltend

das Vorwort, die Abschnitte I bis VIII.
und einen Nachtrag.

(Mit Beilagen I bis VII.)

# I.

## Sand's Lebensgeschichte, bis zu seiner Abreise von Jena nach Mannheim, am 9. März 1819.

---

Geburtsort und Familien-Verhältnisse. Krankheiten in der ersten Jugend. Sein erster Unterricht in Wunsiedel und Hof. Zug eines innigen Hasses gegen Napoleon und die Franzosen. Weitere Bildung auf dem Gymnasium zu Regensburg. Zeugnisse. Studien in Tübingen. Teutonia. Feldzug gegen Frankreich im Jahre 1815. Rückkehr und Aufenthalt in Erlangen. Zeugnisse. Wartburgsfest. Aufenthalt in Jena. Zeugnisse. Reise nach Berlin. Abreise nach Mannheim. Beschreibung seiner Person.

---

Karl Ludwig Sand, ward am 5. Oktober 1795 zu Wunsiedel, einem Städtchen im Baireuthischen, im Fichtelgebirge gelegen, geboren. (Taufschein. Vol. II. [282.] Zif. 2).

Sein Vater ist pensionirter Justiz-Amtmann, seine Mutter eine geborne Schöpf aus Wunsiedel. Die übrige Familie besteht aus zwei Brüdern, wovon der

eine Kaufmann zu St. Gallen in der Schweiz, der andere Regierungs-Advokat zu Kemnath im Baireuthischen ist, dann aus einer verheuratheten und einer unverheuratheten Schwester; eine Familie, von deren innigem Verbande die Untersuchungs-Akten mehrere Belege liefern; nur der schreckliche Fall ihres jüngsten Sohnes und Bruders mag dieses häusliche Glück getrübt haben.

Dieser Unglückliche wuchs in seiner Vaterstadt unter der sorgfältigen Leitung von Eltern auf, deren gute und innerste Selbstbildung — so sind seine eigenen Worte — er im Vergleiche gegen viele andere nie genug zu rühmen vermöge. So lebte auch in ihm eine theilnehmende Rückerinnerung an seinen Geburtsort; die Lage desselben — äußerte er sich — (zur Frage 95. V. I.) im erhabenen Gebirge, in der Mitte vom großen Vaterlande, habe auf seine Gemüthsart, die besonders nach mehreren Krankheiten seiner frühen Jugend immer sehr still gewesen, mächtig gewirkt.

Wirklich brachte Sand seine Kinderjahre unter Krankheiten und körperlichen Leiden mancher Art zu. So bekam er in seinem siebenten Jahre sehr bösartige natürliche Blattern, welche bedeutende Folgen zurückliessen, vorzüglich ein gefährliches Geschwür am Kopfe, wovon die verknorpelte Narbe stets sichtbar blieb; daher mussten ihm die Aerzte alle geistige Anstrengung untersagen, und sein eigentlicher Unterricht konnte erst im zehenten Jahre, in dem väterlichen Hause beginnen.

(Fr. 310. V. II.). Sein Vater erklärt aus der davon zurückgebliebenen Schwäche, eine gewisse, diesem Sohne anhängende Niedergeschlagenheit des Gemüths. (V. II. [11.] Zif. 2). So wie man andere junge Leute von lebhaftem Temperamente zurückhalten müsse, so habe er nur immer dafür zu sorgen gehabt, daß seines Sohnes Gemüthsart nicht noch zurückhaltender werde.

Nachdem Sand den ersten Unterricht durch Hofmeister erhalten hatte, kam er auf das Lyceum in Wunsiedel; es nahm aber diese Lehranstalt nach und nach ab, und gieng endlich ganz ein. Der Rektor derselben, Saalfrank, ward im Jahr 1810 an das Gymnasium zu Hof versezt, Sand zog mit ihm, erlangte dort die erste Einführung zur wissenschaftlichen Bildung, und sezte den Unterricht in alten Sprachen fort.

Schon in dieser Zeit lebte in ihm ein glühender Haß gegen die Franzosen. (V. II. F. 95). Als im Frühjahr 1812 eine große Militärstraße durch Hof gieng, wollte er weder den Zug der Franzosen sehen, noch insonderheit Napoleon, weil er glaubte, nicht im Gesichtskreise dieses Erzfeindes seines Vaterlandes verweilen zu dürfen, ohne Anschläge auf sein Leben zu wagen. Er gieng daher zu seinen Eltern, bey welchen er so lange blieb, bis sie sich entschlossen, ihn nach Regensburg zu schicken. Dahin zog er dann auch im Spätjahr 1812 mit seinem Lehrer Saalfrank, und in seinen Verhö-

ren erinnerte er sich seines dortigen Aufenthaltes mit besonderer Freude.

Die Zeugnisse über seinen Aufenthalt in Hof und Regensburg lauten sehr vortheilhaft.

Der Rektor Saalfrank sagt von ihm: (Vol. II. [109] Zif. 2. „Sand hatte gerade kein ausgezeichnetes „Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch zeich„nete ihn sein rastloser Fleiß aus, da er ununterbrochen „von Morgens 4 Uhr an arbeitete. Seit 18 Jahren „meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvolleren „Schüler als ihn."

Noch schmeichelhafter ist das Zeugniß, welches er von seinen Lehrern in Regensburg erhielt.

„Er ist — sagen sie — (Vol. I. [15]) von der Vor„sehung mit herrlichen Geistesanlagen beschenkt. Mit „einem gar nicht schlechten Gedächtnisse fasst er den Un„terricht seiner Lehrer ohne große Schwierigkeit auf, „sucht mit seinem sehr guten Verstande in die vorkom„menden Gegenstände immer tiefer einzudringen, und „durch sorgfältige Uebung im Denken und Untersuchen „seine Urtheilskraft, deren Aeußerungen gewöhnlich rich„tig und treffend sind, zu schärfen. Fährt er so fort, so „wird er einst nicht nur als ein gründlich gelehrter, son„dern auch als ein moralisch vollkommener Mann, selbst „glücklich, kräftig auf das Wohl seiner Mitbrüder wir„ken."

Jezt, in seinem 18ten Jahre, erwachte in Sand

der Vorsatz (V. I. Fr. 95), er wolle den gemeinschaftlichen Feind Teutschlands bekämpfen helfen. Er mag selbst reden! „Als im Frühjahr 1813 die Franzosen nach „Hause flohen, und sich Teutschland zur Rache seiner „Schmach zu erheben anfieng, da erwachte in mir eine „neue Freude, frischer Muth und neues Leben, und ich „zweifelte fortan, so verhängnißvoll der Sommer auch „wurde, nicht mehr an der völligen Befreiung aus der „alten Sclaverey. Begierig und mit möglicher Umsicht „lebte ich in den damaligen Zeitschriften, und würde in „den Herbstferien 1813, die ich in der Heimath zubrach„te, mir die Erlaubniß erwirkt haben, mich den Heeren „der Teutschen anzuschließen, wenn nicht inzwischen die „Nachricht von der Schlacht bey Leipzig gekommen „wäre, die mein Fortziehen unnöthig machte."

Nun kehrte er noch einmal nach Regensburg zurück, wo er bis zum Herbst 1814 blieb. Dann bezog er nach erhaltenem Absolutorium die Universität Tübingen, indem er deßwegen eine ausländische hohe Schule vorzog, weil damals, nach seiner Angabe, Erlangen sehr verlassen war. Es geschah dieses ohne vorgängige Staats-Erlaubniß; denn erst als er in Tübingen war, hielt er um die Einwilligung an; sie ward ihm aber abgeschlagen, und er sowol, als sein Vater bekam die Weisung, daß er eine inländische Universität besuchen solle, worauf der Vater anzeigte, daß sein Sohn, ohne sein Wissen, in Kriegsdienste gegangen sey. Seine

Entschuldigung soll aber nachmals vom K. Baierischen Staatsministerium für zureichend angenommen seyn. (Vol. II. [102] Zif. 2).

In Tübingen, wo er am 24sten Nov. 1814 immatrikulirt ward, brachte er das Winter-Halbjahr von 1814 auf 1815 ruhig zu, und schon hatte er das zweite Semester begonnen, als Napoleon von Elba zurückkehrte, und Sand sich berufen fühlte, mit in den Kampf für Teutschland zu ziehen.

Die Zeugnisse (V. II. [77] folg.), welche er während seines kurzen Aufenthaltes in Tübingen sowol von dem Rektor der Universität, als auch von den Privatpersonen, bei welchen er wohnte, erhielt, lauten vortheilhaft. So bezeugt Ersterer, daß seine Lehrer, mit denen er auch zum Theil Privat-Umgang gehabt, ihm das Zeugniß eines fleißigen, regelmäßigen und gesitteten Zuhörers ertheilt hätten.

Doch ergaben sich dringende Vermuthungen, daß Sand, während seines Aufenthaltes in Tübingen, Mitglied einer dortigen Verbindung, Teutonia genannt, gewesen sey; denn in dem, von dem akademischen Senat zur Hand gebrachten Originale der Konstitution jener Teutonia [1]) fand er sich unter den recipirten Mitgliedern folgendermaaßen aufgezeichnet:

---

1) Diese Konstitution (Vol. II. [81]) besteht aus 11 §§. und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: Geist der Teuto-

„Karl Ludwig Sand, Student der Theologie aus „Wunsiedel im Baireuthischen, war seit Herbst 1814 „in Tübingen, wurde den 28sten April 1815 von der „Teutonia recipirt, und gieng am folgenden Tage von „hier ab, in den Kampf gegen die Franzosen."

Dagegen verdient seine Angabe, daß er nicht aufgenommen worden, weil die Glieder nicht zusammen gewesen, und er abgereiset sey, daher er auch nicht einmal die Statuten kenne, einigen Glauben; denn der erwähnte Eintrag ist von fremder Hand, und Sand zog

---

nia und ihre Form. Es möchte nicht ohne Interesse seyn, den Zweck dieser Verbindung, die im Publikum einiges Aufsehen, dem Namen nach, erregt hat, kennen zu lernen. Daher aus der Rubrik: „Angabe des Zweckes der Verbindung" Folgendes:

„Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unsers Teutonischen „Vereins ist, unter uns und andern zu nähren, zu befesti„gen und zu erweitern ächten deutschen Burschengeist und „ächtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer „hohen Achtung und warmer Liebe für unser Vaterland, und „in einem glühenden Hasse gegen dessen äußere und innere Un„terdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere ur„alte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unan„tastbare Ehre, und die sich vor keiner irdischen Hoheit und „Macht beugende Würde des braven Burschen, verbunden „mit einem furchtlosen Muthe, dieses aus der Vorzeit über„kommene Universitäts-Heiligthum gegen jeden Angriff zu „vertheidigen" u. s. w.

wirklich am folgenden Tage, nämlich am 29sten April, von Tübingen ab, in das Feld.

Im Grunde betrat Sand die Kriegsbahn ohne Vorwissen und ohne Einwilligung seiner Eltern, wenigstens seines Vaters. Erst den Tag vor seiner Abreise zeigte er ihnen seinen Entschluß an, und nahm schriftlich von ihnen Abschied. (V. II. [18]). [2])

Er machte sich nun mit zwei Freunden auf den Weg über Stuttgart nach Heidelberg, wo er sich mehrere Tage aufhielt, und von da nach Mannheim, wo er sich bey dem Generalstabe des Grafen Rechberg meldete,

---

2) Diesen Brief vom 28sten April 1815 hat der Herausgeber in der Beilage II. darum abdrucken lassen, weil seine Sprache und seine Richtung wesentlich von den spätern Aufsätzen des Sand abweichen. Man erkennt darin den für sein Vaterland eifrig glühenden Jüngling, der rein und ohne Einmischung seiner nachherigen politisch-religiösen Exaltationen seine Absicht ausspricht, für die Freiheit seines Landes und der Seinigen bis zum Tode kämpfen zu wollen. Wohl möchte es wünschenswerth scheinen, auch dergleichen Briefe während eines Aufenthaltes in Erlangen und Jena dem Publikum vorlegen zu können; sie könnten am besten dazu dienen, die allmählige Bildung seiner Ideen zu entwickeln; allein es steht dem Herausgeber nur das zu Gebote, was in den Untersuchungsakten liegt, und Sand's Tagebücher, während seinem Aufenthalte in Jena befinden sich in den Händen seiner Mutter, von welcher man dieselben als ihr Privateigenthum nicht wohl reklamiren konnte.

und am 9ten May als Cadet unter die freiwilligen Jäger des Rezat-Kreises aufgenommen ward. [3])

Bald darauf stieß auch sein Bruder, der jetzige Regierungs-Advokat (V. II. [16]), zu dem nämlichen Bataillon, aber schon in Homburg kam den Truppen die Nachricht von dem Siege bei Belle Alliance entgegen; zwar rückten sie noch bis Meaux und in die Gegend von Fontainebleau vor, bezogen aber bald darauf Kantonirungs-Quartiere bei Auxerre, giengen alsdann ganz zurück, und trafen am 2ten December 1815 in Anspach ein. Ungern ließ Sand sich an seine kriegerische Lauf-

---

3) Vor seiner Abreise von Tübingen will er von einem Freunde ein kleines Band geschenkt erhalten haben, welches er den ganzen Feldzug hindurch trug, und das sich bey seiner Arretirung noch um seinem Halse befand. Dieses Bändchen etwa ¾ Zoll breit, und — soviel man, da es ganz mit Blut befleckt war, erkennen konnte — zu ¼ Zoll der Breite grün, das Uebrige weiß gestreift, ist dasjenige, wovon schon öffentliche Blätter viel geredet haben. Sand hatte nach dem Feldzuge, seinem innern Ernste gemäß (eigene Worte) zum Troste, weil so wenig aus demselben geworden, mit Tinte die Worte darauf geschrieben:

„Mit diesem weihete ich mich 1815 zum Tode. War's „nicht Ernst? Würde ich über den Rhein zurückgegangen „seyn, ohne als Sieger?"

Nachforschungen, ob dieses Band das Zeichen irgend einer Ordens-Verbindung sey, blieben durchaus fruchtlos.

bahn erinnern, weil er, wie er sich äußerte, nie das Glück gehabt habe, einen Franzosen zu tödten.

Nach beendigtem Feldzuge, und nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause, bezog Sand die Universität Erlangen, wo er am 15ten December 1815 immatriculirt ward; er legte sich in den zwei Jahren, die er dort zubrachte, ganz auf das Studium der Theologie. Hier traf es sich, daß im Sommer 1817 einer seiner vertrautesten Freunde beim Baden vor seinen Augen ertrank, er selbst aber in Lebensgefahr gerieth. Dieser Verlust wirkte stark auf sein Gemüth, so, daß er — wie er sich ausdrückt — glaubte, seines Lebens Sommer heraufziehen zu sehn. Getröstet durch seine Lehrer und Freunde, legte er die erste Probe seines Prediger-Talents in der Hauptkirche zu Erlangen ab, hielt sich noch bis zu Ende des Semesters dort auf, und gieng dann nach Jena.

Sand's Zeugnisse über seinen Aufenthalt in Erlangen lauten eben so vortheilhaft, als die von Tübingen.

„Seine Special-Zeugnisse — (V. II. [90]) sagt der Prorektor — „beurkundeten außer seinem rühmlichen „Fleiße und sehr gutem Fortgange, auch sein in den Vor„lesungen stets beobachtetes sittliches Betragen. Ueber„haupt war sein Lebenswandel auch außer den Vorlesun„gen durchaus untadelhaft und musterhaft sittlich. Man „ist daher der Steuer der Wahrheit die pflichtmäßige

„Bestätigung schuldig, daß Sand, während seines „Aufenthaltes auf der Universität Erlangen sich in je- „dem Betrachte möglichst empfohlen habe."

So erklärt sich auch ein anderes von den K. Baierischen Behörden eingefordertes Zeugniß (Vol. II. [102] Zif. 2.) nicht unvortheilhaft über Sand, bemerkt aber zugleich, daß derselbe ein thätiger Theilnehmer des vor etlichen Jahren unter einem Theile der Studenten in Erlangen gebildeten Vereines unter dem Namen Teutonia gewesen sey, welcher Verein bekanntlich unter der Firma „Burschenschaft" auf teutschen Universitäten, besonders in Jena, einen Bund gebildet habe.

Damit stimmt ein anderer officieller Bericht überein, worin es heißt: (Vol. II. [133.])

„Daß Sand nebst einem gewissen U. den Versuch „gemacht haben solle, die Teutonia (nachher auf „mehreren teutschen Universitäten unter dem Namen „Burschenschaft, Arminia, bekannt) zu begründen, „deren eigentlicher Zweck nur durch Minderzahl be- „kannt gewesen" u. s. w.

Ungeachtet nun Sand anfangs behaupten wollte, (Vol. II. Fr. 456) in Tübingen und Erlangen nur in einer Landsmannschaft gewesen zu seyn, welche er eine jugendliche Spielerey nannte, die blos Vergnügen und Zusammenhalten zum Zwecke gehabt habe, so gestand er doch nachmals, im Jahre 1816 in Erlangen mit etwa 40 Freunden eine Burschenschaft gegründet zu haben, de-

ren Vorsteher er zweymal gewesen sey; er will mit einigen Andern eine Konstitution für die Burschenschaft ausgearbeitet haben, welche sich unter dem Namen „Erlanger Burschenbrauch“ auch unter seinen in Jena zurückgelassenen Papieren vorfand.

Das Weitere über diese Burschenschaft findet sich im IX. Abschnitte. Von Erlangen aus machte Sand in den Osterferien 1817 (Fr. 97. V. II. [155.]) einige Fußreisen über Wertheim, Heidelberg, Mannheim, Stuttgart nach Tübingen und wieder zurück; sie brauchen als unbedeutend hier nur berührt zu werden.

Wichtiger aber, ja vielleicht bedeutungsvoll für sein künftiges Leben, mochte wohl seine Reise nach Eisenach seyn, um das Fest des 18ten Oktobers 1817 auf der Wartburg zu feiern. 4)

Er gieng nämlich im September nach Hause, und als er dort 14 Tage zugebracht, reisete er am 11ten Oktober nach Hof, und von da mit einem Freunde K. nach Jena und Eisenach. Seinen Antheil am Wartburgsfeste beschreibt er folgendermaßen:

---

4) Es wäre natürlich zu voreilig, wenn der Herausgeber hier schon die Wirkungen des Wartburgfestes auf die Grundsätze Sand's auch nur entfernt andeuten wollte. Bedeutungsvoll ist er aber berechtigt diese Reise zu nennen, weil Sand selbst sagt, daß er dort, durch das Verbrennen der „teutschen Geschichte Kotzebue's“, zuerst seine Aufmerksamkeit auf diesen Schriftsteller gerichtet habe.

„Am 17ten Oktober traf ich in Eisenach ein, (Fr. „103) und ward mit zum Fest-Ausschusse gewählt, ha„be mit helfen Ordnung halten, auf der Wartburg die „Reden angehört, aber nicht mitgesprochen, gieng am „Abend mit an das Feuer, und habe die Bücher verbren„nen sehn. Am andern Morgen habe ich Reden zur „Versöhnung mehrerer Studenten-Zwiste von früheren „Jahren her, und die hochherrlichen Reden über das „Vaterland angehört. Am Nachmittage zog ich mit in „die Kirche, genoß das Abendmahl, dann war das Fest „beendigt, und ich kehrte nach Jena zurück."

Uebrigens bezog sich Sand auf die bekannte Beschreibung dieses Festes durch Hofrath Kieser, und äußerte zu einer spätern Frage:

„Er habe die freudigsten Antheile an diesem Feste „genommen, aber daran habe keine Seele gedacht, Cli„cken zu stiften, Unterschriften für Etwas zu sammeln, oder „gar, wie das unter allen bey weitem lächerlichste Ge„rücht gewesen, Eide durch den Genuß des Abendmahls „zu bekräftigen. Es sey ein Fest der einfachen Erhebung „gewesen, und an irgend einen bestimmten Zweck habe „man nicht gedacht."

Das nähere die Wartburg Betreffende, insbesondere den Aufsatz, welchen Sand bey Gelegenheit der Wartburgfeyer drucken ließ und vertheilte, gehört unter einen andern Abschnitt.

Zu Jena ward Sand am 27sten Oktober 1817 im-

matrikulirt, jedoch durch Versehen, unter dem irrigen Namen Karl Friederich.

Hier hörte er die ihm noch nothwendigen theologischen Collegien; aber auch andere allgemeine Wissenschaften, unter andern den ganzen Geschichts-Cursus bey Hofrath Luden, bey Hofrath Fries philosophische Aethik, bey Hofrath Ocken Naturgeschichte. So hoffte er — wie er sich ausdrückt — sich noch immer besser umzusehen, und fester in den Fächern des Wissens sich zu begründen, als ihn plötzlich der innere Ruf für immer abforderte.

Auch seine dortigen Zeugnisse (Vol. II. [365] A. 3.) von den Professoren Gabler, Suckow, Voigt, Luden und anderen lauten vortheilhaft. Zwar haben sämmtliche diese Lehrer Sand nicht genau gekannt, versichern aber, daß er gesittet, fleißig, rechtlich gewesen sey, unter den Studenten auf gesezliche Ordnung gehalten, und nichts Strafbares begangen habe. Er sey immer als ein ernsthafter, ruhiger, besonnener und nach dem Guten eifrig strebender Mensch erschienen. Er soll wenig gesprochen haben, weil ihm das Sprechen schwer geworden sey, dasjenige aber, was er gesprochen, wäre immer bescheiden, durchdacht und verständig gewesen, und sein Benehmen habe nichts Ungefälliges gehabt, obwol er kräftig und derb zu seyn geschienen.

Angedeutet muß hier werden, daß Sand, während seines Aufenthaltes in Jena, Mitglied der soge-

nannten Burschenschaft, zugleich aber auch in einer andern Gesellschaft war, welche er einen litterärischen Verein nennt. Von beyden, so wie von der allgemeinen teutschen Burschenschaft wird der IX. Abschnitt näher reden.

Außer einer Reise im Winter 1817 zur Hochzeit seines Bruders, hatte Sand sich im Herbst 1818 eine weitere nach Nordteutschland und an die Küsten der See vorgesezt. Er gieng daher mit einem gewissen H. nach Sachsen, besuchte dort mehrere, der aus alten und neuen Zeiten berühmten Schlachtfelder, und kam über Halle, Wittenberg und Potsdam nach Berlin. Hier hielt er sich sechs Tage auf, lernte unter andern die Professoren Bondh, Heller, Lichtenstein, De Wette und Jahn kennen, und turnte auf der Anstalt des Leztern. Auch mehrere frühere Bekannte traf er dort wieder, den Hauptmann v. Plehwe, den er anno 1817 zu Erlangen und später auf der Wartburg will kennen gelernt haben, den Dr. Jung und einige Andere. Weiter aber ward seine Reise nicht fortgesezt, sondern er kehrte über Leipzig und Altenburg nach Jena zurück.

Das Geld zu diesen Reisen will er von seinen Eltern, die ihm eine solche Zerstreuung gern gestatteten, bekommen haben. (V. II. F. 489. folg.)

Nun beschäftigte sich Sand nach seiner Rückkehr mit seinen Studien anhaltend und fleißig, auch hatte er von seinen Eltern die Erlaubniß, noch ein weiteres hal-

des Jahr in Jena zu bleiben; als er plötzlich am 9ten März 1819 Morgens 4 Uhr aufbrach, und seine lezte verhängnißvolle Reise nach Mannheim antrat.

Den Schluß dieses Abschnittes mag eine Beschreibung von Sand's Person machen, so wie er bey seiner Arretirung zu den Akten signalisirt ward.

In einem Alter von 23½ Jahren maß er 5 Schuh 6 Zoll (Protokoll V. I. S. 96.), hatte starke schwarze Haare und Augenbraunen, eine große Stirn, graue Augen, länglichte Nase, Mund von mittlerer Größe, dunkelbraunen sehr schwachen Bart, gewöhnliches Kinn, breites Gesicht, ziemlich gesunde Gesichtsfarbe, mit einigen Pockennarben im Gesichte.

Der Herausgeber, welcher Sand freylich erst später und schon im Zustande der größten Leiden, aber dann auch beinahe täglich sah, fand seinen Blick offen, und meistentheils freundlich, doch nicht besonders geistreich, seine Physiognomie gutmüthig, aber nicht vorzüglich interessant; sein Gesicht konnte man einen unwillkürlichen Spiegel seines Innern nennen, so malte sich Ingrimm und Zorn darauf; wenn die Rede auf Kotzebue und seine Verhältnisse zu Teutschland kam, so las man darin ein schmerzliches oder widriges Gefühl, wenn Sätze seines Systems angefochten werden mussten, und so brauchte es endlich keiner vorzüglichen Aufmerksamkeit, um daraus wahrzunehmen, wenn seine Antworten Unwahrheiten enthielten.

Vor-

Vorzüglich auffallend war das Spiel seiner Stirnmuskeln bei einer widrigen inneren Empfindung, welche dann hauptsächlich erregt ward, wenn er auf irgend eine Art die Wahrheit verbergen wollte.

Das dieser Schrift vorgeheftete Kupfer ist nach einem Oelgemählde gezeichnet, welches am 1sten August und folgenden Tagen gefertiget ward. Der Maler hat Sands Gesicht durchaus so getreu gegeben, wie es nach viermonatlichen Leiden auf seinem Krankenbette war.

---

## II.

Wie der Haß gegen den Staatsrath von Kotzebue, und der Gedanke ihn zu ermorden in Sand entstand; welchen Plan er zum Morde entwarf, und wie er ihn allmählig ausbildete.

**Unzureichende Anzeigen eines früheren Hasses gegen Kotzebue während Sand's Aufenthalt in Erlangen. Dreifacher Grund seines Zorns gegen Kotzebue. Das entdeckte Büllettin, als bestimmende Ursache zur That. Die Vertheidigung der von Stourdza'schen Schrift durch Kotzebue begründet den festen Entschluß zum Morde. Innerer Kampf Sand's während eines halben Jahres. Handzeichnung unter seinen Papieren gefunden. Ermuthigung zur That durch das Lesen des Evangeliums Johannis und Körners Gedichte. Ein Zeitungs-Artikel bestimmt den Zeitpunkt und die Beschleunigung des Mordes. Plan zum Selbstmorde. Plan zur Gegenwehr und zur Flucht.**

Schon früher war, wie es scheint, (V. II. [11.] Sand Kotzebue's Schriften nicht gewogen. Nach

seines Vaters Aussage soll er sich über die dramatischen Werke dieses Schriftstellers dahin geäußert haben: „Was „helfen des Mannes schriftstellerische Talente, wo das „teutsche Herz fehlt."

Allein, daß er auch schon früher einen solchen Haß, der allmählig bis zu der schrecklichen That führen konnte, gegen ihn gefaßt, oder denselben gar geäußert haben sollte, darüber liegt keine gewisse Nachricht in den Akten vor, obwohl man auf einige Andeutungen stößt.

So sagt ein über Sand's Betragen in Erlangen eingeholtes offizielles Zeugniß. (Vol. II. [112]).

„Unter seine verhaßtesten Feinde soll schon in Er„langen Kotzebue gehört haben, den er für einen „Verräther an Teutschlands Bildung und Freiheit an„sah. Schon damals äußerte er sich gegen seine „Freunde, er würde es sich zur angenehmen Pflicht „rechnen, mit Pistolen zu Kotzebue zu kommen, „und ihn zum Zweikampfe aufzufordern."

Und die Aussage eines in Jena abgehörten Studenten (Vol. II. Fr. 295.) deutet darauf hin, daß Sand bey der Einladung zum Wartburgsfeste eine schroffe Idee gegen Kotzebue ausgesprochen habe.

Inzwischen läugnete Sand diese Angaben durchaus (Vol. II. Fr. 293.), und zwar aus ganz guten Argumenten. Denn er behauptete, daß, so lange er in Erlangen gewesen, Kotzebue noch in dem Rufe gestanden habe, er meine es gut mit Teutschland; er

habe damals durchaus nicht an ihn gedacht. (Vol. II. [311] Beil.) Auch bestätigt die Aussage eines seiner genauesten Freunde in Erlangen U—ch, daß Kotzebue während ihres dortigen Aufenthaltes in keiner Art, selbst nicht als dramatischer Dichter, seine und Sand's Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe.

Erst durch das Verbrennen seiner teutschen Geschichte auf der Wartburg (Vol. II. Fr. 296.) wäre er aufmerksam auf ihn geworden, aber noch mehr, als kurz darauf sein litterärisches Wochenblatt erschienen sey.

Der Grund des gegen Kotzebue gefaßten Hasses — der im Sinne des Wortes ein tödtlicher genannt werden kann — findet sich in dem ersten Augenblicke der Untersuchung genau so angegeben, wie am Ende derselben.

Als nämlich Sand am ersten Abende nach dem Morde, seiner Sprache nicht mächtig, nur durch Zeichen reden konnte, ließ er sich Papier geben, und schrieb mit Bleistift in kaum leserlichen Worten: (Prot. V. I. S. 43.)

„A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, „der Schänder unserer Volks-Geschichte, und der „russische Spion unseres Vaterlandes.“

Und im Schluß-Verhöre sagte er: (Prot. V. II. Fr. 349).

„Er habe den Entschluß, Kotzebue zu morden, aus „der alleinigen Ursache gefaßt, weil er ihn für den „Verderber unserer Geschichte, den Verführer unse-

„rer Jugend, und einen russischen Spion gehalten „habe."

Diese Sätze, woraus der eigentliche Haß gegen Kotzebue (Vol. I. S. 75.), von dem Sand übrigens wiederholt versicherte, daß er ihm persönlich nichts gethan habe, und daß er ihn auch persönlich nicht gekannt hätte, seinen Ursprung haben soll, sind von dem Verbrecher im Laufe der Untersuchung noch näher dahin erläutert: (Vol. I. S. 76.) „Er hasse Kotzebue „als Schriftsteller und insbesondere auch als Dichter, „weil er die Sache seines Volkes gehaßt habe. Er „habe seine Meinung über Kotzebue als gegen den „ausgesprochen, der durch seine Verführung un„serer Jugend mit seinen schlüpferigen Schriften, „vom Dr. Barth mit der eisernen Stirn an — sei„nen ehrlichen Namen und das Leben verwirkt habe."

Die Behauptung, daß Kotzebue der Schänder unserer Volksgeschichte sey, ist von Sand nur durch allgemeine Exclamationen nachgewiesen; (Prot. V. I. Fr. 2.) z. B. daß er der Schandbube und Erzknecht, der den Zustand der Schläfrigkeit und Feigheit zu befördern gesucht habe, gewesen sey. Oder: Kotzebue habe diejenigen Gedanken, die Sand in seinem Todesstoße aufgestellt habe, freventlich behandelt und als die größten Irrsaale der Zeiten dargestellt, während sie doch in der göttlichen Gabe der Vernunft des Menschen so tief begründet da ständen,

und im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte als die erkannt werden müssten, die einzig den Lauf der Jahrhunderte bestimmt hätten, und wonach der Werth oder Unwerth der einzelnen Völker, Menschen und Zeiten gemessen werden müsse.

Dagegen aber ist die Beschuldigung, daß v. Kotzebue als russischer Spion sich seinen Haß zugezogen habe, umständlich von Sand dahin motivirt worden:

[5]) Dieser Schriftsteller sey es bekanntlich gewesen, (V. I. Fr. 58.) der zur Zeit der Franzosen so sehr auf sie geschimpft habe als einer, der von allen der übrigen so verwerflich und gering gesprochen, der Napoleon nur immer den „noch Jemand" genannt habe, während ihm doch aus seinen Schriften, aus seinem Sinne und leichtfertigen Verfahren oftmals nachgewiesen worden, daß seine Sinnesart und sein Leben gar nicht geringe Aehnlichkeit mit jener Art von Menschen habe. Als nun Rußland auf seiner Verfolgung der Franzosen Teutschland berührte, so habe er gleich-

---

5) Das Folgende enthält durchaus eigene Worte Sand's; der Leser wird den Zusammenhang dieses Raisonnements leicht selbst prüfen, und wenn er die Gefahr nicht durchaus als eine böse Täuschung der Sand'schen Phantasie erkennen will, doch beherzigen, ob sie so ausgemacht und so nahe war, daß nur ein empörender Gewaltsstreich sie abwenden konnte und durfte!

sam die Russen hereingesungen. Wir hätten von dort an fast nichts als Kosacken-Lieder und Baschkiren-Stücke von ihm, deren Zweck immer sey, das ganze westliche und gebildete europäische Leben als gering darzustellen, vor der Helden-Nation, die jezt käme, alles durch ihre Art zu erlösen. Es sey der immer wiederholte Zweck gewesen, nachzuweisen, daß diese Völker in Osten keine Barbaren seyen, daß sie sich durch die liebenswürdigsten Eigenschaften so sehr über alle Völker auszeichneten, und daß nichts anderes Pflicht sey, als recht vertraulich und einheimisch mit ihnen umzugehen, sie zu preisen und zu erheben. Dieses habe von Kotzebue während der Kriege gethan, und man hätte es wohl gar gern geduldet, anerkennend, daß in jenem Sturme der Elemente es ein kräftiger Anstoß und eine gute Hülfe zur Befreiung von den alten Drängern war. Als aber Kotzebue es sich gar zu auffallend zur Pflicht gemacht, wenn irgend einmal etwas Widriges von Kosacken und andern Russen erzählt wurde, diese sogleich, als wäre es unmöglich, und als würde dadurch Se. Majestät der Kaiser aller Reußen beleidigt, völlig rein zu waschen, als er sie als wahre Engel darstellen wollte, und dagegen lieber mit der gehässigsten Art von seinen Teutschen gesprochen, diesen weder große Thaten, noch die eigentliche Selbstbefreiung vom französischen Joch zugestehn wollen, so seyen alle vaterländischen Gemüther über Kotzebue's

Sinnesart leicht einig geworden. Wer Freiheit fördern helfe, könne dafür nichts zum Lohne fodern, was die Freiheit völlig wieder aufhebe. Kotzebue habe aber immer nachzuweisen gesucht, daß das teutsche Verhältniß zu Rußland ein solches sey, daß man durchaus nichts denken und thun dürfe, was nicht von dorther gutgeheißen werde; dafür zeugten alle seine lezten Schriften. Damit sey nun nachgewiesen, daß er die Sinnesart gehabt, die teutsche Freiheit unter die Russen stellen zu wollen, und es bedürfe dabei nicht einmal auf seine eigentlichen Bulletins Rücksicht genommen zu werden, worin der Beweis dafür läge.

Bey der erlangten Einsicht von Kotzebue's Verfahren (V. I. Fr. 22.) will Sand zwar sogleich erkannt haben, daß er auf solche Weise nicht länger leben und würken dürfe; allein der Vorsatz, ihn mit eigner Hand zu morden, erwachte nicht plötzlich in ihm, er erforderte allmählige Ausbildung, und kam nicht ohne heftigen innern Kampf zur Reife.

Nicht die von Sand getadelten schlüpfrigen Schriften seines Gegners, nicht die Verbrennung der teutschen Geschichte auf der Wartburg, waren es, welche ihn von der Nothwendigkeit, denselben aus dem Wege räumen zu müssen, überzeugten, sondern zunächst veranlaßte die bekannte Geschichte mit dem entdeckten Bulletin den heftigen Haß gegen Kotzebue.

Als — sagte Sand — (V. I. Fr. 80.) dieses Bulletin erschien, wodurch Kotzebue bewürken wollte, Teutschland und seine freie Geistesbildung unter die Aufsicht von Rußland zu setzen, so habe er schon klar eingesehen, daß so etwas geahndet werden müsse; dieser Punkt sey der bestimmende zur That gewesen. (V. I. Fr. 5.) Früherhin habe Kotzebue seine Eigenschaft als russischer Staatsdiener verläugnet, und bey Gelegenheit des entdeckten Bulletins habe er dasselbe als eine Dienstsache geltend gemacht; er habe gesagt, er sey russischer Staatsrath, wie man sich erfrechen könne, über das Bulletin nur zu reden, das er blos für seinen Kaiser geschrieben habe, da doch das Bulletin über die Häupter der Teutschen gehe.

Eine weitere Nahrung des Zorns (V. I. Fr. 80.) will Sand aus dem litterärischen Wochenblatte des Hrn. v. Kotzebue geschöpft haben; das Höhnen desselben in unserem eigenen Lande habe ihn immer mehr aufgeregt, aber die That nicht bestimmt.

Der feste Entschluß zur That ward jedoch erst dann begründet, als die v. Stourdza'sche Schrift erschien, und als Kotzebue sich zu ihrem Vertheidiger aufwarf.

Bey Gelegenheit dieser Schrift, welche, nach Sand's Ansicht, beabsichtigte, Teutschland in den Zustand zu versetzen, in welchen es durch den westphälischen Frieden gekommen, nämlich abhängig und ohne

Selbstständigkeit, unter sich zerrissen und ohne politische Macht, habe Kotzebue wiederholt geschrieben, wie man sich nur unterstehen könne, über diese Schrift etwas zu sagen, welche die Gesinnungen des russischen Kaisers ausdrücke, und auf seinen Auftrag gefaßt sey.

Dieses habe die Idee, welche schon früher klar in ihm gelegen, noch reifer gemacht. [6])

Ueber diese und ähnliche Gedanken brütete nun Sand ein halbes Jahr lang, in Unentschlossenheit, ob er sich zum Werkzeuge aufwerfen solle, um diesen ihm so gefährlich scheinenden Feind der teutschen Volksthümlichkeit aus dem Wege zu räumen.

Der Entschluß — sagt er — (V. I. Fr. 8.) musste erst in mir selbst zur nähern Reife gedeihen, denn theils musste ich bey mir den natürlichen Abscheu zur Verübung einer solchen That bekämpfen, theils kam mir auch manchmal der Gedanke, daß ich zu etwas Besserm werth und geschickt sey, wegen meiner Ge-

---

6) So groß Sand's Ingrimm gegen Kotzebue, als Vertheidiger der v. Stourdza'schen Sätze, war, so wenig hegte er gegen Letztern einen Zorn; indem er zur Fr. 275. V. II. sich erklärte: v. Stourdza sey kein Teutscher, sondern ein Wallache, dieser könne gegen Teutschland schreiben was er wolle, ohne ein Verräther zu seyn. Auch habe die bekannte Herausforderung desselben auf seine That gar keinen Einfluß gehabt.

müths-Beschaffenheit, und meiner bereits erlangten Bildung. Auch habe ich auf einen Dritten gewartet, denn ich hatte so gut das Recht auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Weil ich aber Niemand gefunden, so war dieses gleichfalls ein Bestimmungs-Grund für mich. Oft habe ich gedacht, (V. II. Fr. 287. 288.) du könntest doch ruhig fortleben, wenn ein Dritter die That unternähme. Dieses Warten war also eigentlich nur ein Wunsch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge; übrigens aber kannte ich einen solchen Dritten nicht.

Alles was mit der That zusammenhängen könne, und das Widerstrebende gegen die menschliche Natur, welches darin liege, (V. II. F. 302.) will Sand schon den ganzen lezten Winter hindurch in Jena überdacht und bekämpft haben. Er will Gott oft gebeten haben, daß er dieses an ihm vorübergehen lassen, und ihn seinem Berufe überlassen möge. Allein unter diesen innern Kämpfen sey immer wieder die innere Stimmung gekommen: du hast so viel versprochen und noch nichts gethan; und diese Stimme hätte am Ende die Oberhand behalten. 7) Uebereinstimmend kommt in einem an sei-

---

7) Diese Idee, seinen Worten durch die That Nachdruck geben zu müssen, zeigt sich auch aus einem unter Sand's Papieren in Jena aufgefundenen Blättchen, welches die Worte enthält: „Wenn ich von Thaten reden will, muß „ich selber handeln (schaffen), darum habe ich ihm den Dolch

ne Freunde teutschen Sinnes in Jena zurückgelassenen Schreiben folgende Stelle vor:

„Es ist mir dieses Werk (daß K. durch meine Hand „seinen Lohn erhalten soll) unter allen das Schwerste; „seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt ha- „be, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, „ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöch- „te.“ (V. II. [3.]).

Und diesen Saz: das Reden und Klagen helfe nichts, man müsse handeln und schweigen, soll Sand sowol in Jena, als auch noch bei seinem lezten Aufenthalt in Frankfurt mehrmals geäußert haben.

So lebhaft stand aber damals schon die entworfene That vor seinen Augen, daß seine Phantasie ihm eine Zeichnung der Mordscene im voraus entwerfen half. Sie fand sich in einigen schlechten Umrissen, (Jenaer Akten Convolut II. fol. 10.) mit der Feder gezeichnet, unter seinen Papieren in Jena. Man erkennt leicht darin ein Gothisches Thorgewölbe, an der einen Thüre eine

---

„geschliffen. Wer wird mir's glauben, daß ich den Tod leiden „will, wenn ich's nicht würklich zeige.“

Sand bezieht jedoch dieses Reden und Versprechen nur auf seine allgemeinen Aeußerungen über das Wohl des teutschen Vaterlandes.

Schrift mit einem Dolche angeheftet; davor eine knieende Person mit einem Dolche in der Brust. [8])

Sand erkannte diese Zeichnung (V. II. Fr. 164.) als die seinige an; er will sich dabei die Thür irgend einer Kirche, etwa der Mannheimer Jesuiten-Kirche, gedacht haben. Die Schrift soll den Todesstoß bedeuten, mit einem Dolche angeheftet. Denn da er voraus gesehen, daß er im Kotzebueschen Hause hart zu kämpfen haben werde, so habe er gedacht, er wolle sich bis zur Jesuiten-Kirche, deren er sich von seinem vorigen Hierseyn erinnert, zurückziehen, und dort werde er dann fallen.

Es dürfen hier noch ein paar andere Umstände nicht übersehen werden, welche, wenn sie gleich nicht entschiedenen Einfluß auf die Vollbringung des Mordes hatten, doch dazu beitragen mochten, um den Thäter in seinem Entschlusse zu bestärken.

Einmal nämlich ergrimmte Sand (V. I. Fr. 7.) über die Ausfälle Kotzebue's gegen Friedrich in dem litterärischen Wochenblatte; er erzürnte sich darüber, daß man einen teutschen Schriftsteller den Fäusten der Kosacken und Baschkiren Preis geben wolle. Er führte auch wirklich den Auszug aus diesem Wochenblatte, den er in Frankfurt will zu sich gesteckt haben, bei seiner Ar-

8) Siehe Beilage I. fig. c.

retirung mit sich, versicherte jedoch, daß dieses ihn nicht weiter zur That bestimmt habe. 9)

Dann aber, (V. II. Fr. 53.) um sich unmittelbar vor der That im Muthe zum Verbrechen zu stärken, nahm Sand seine Zuflucht zur heiligen Schrift und zu Körners Gedichten!! Denn als er noch am 22sten März nach Worms wollte, ihm aber aus mehreren Gründen des Zauderns zu viel ward, und er sich entschloß, am morgenden Tage auf die Gefahr loszugehen, so las er noch einmal das Evangelium Johannis, welches er in einzelnen Blättern mit sich führte, und Körners Gedicht „Durch"; die darin angestrichene Stelle, welche weiter unten S. 49. vorkommt, soll ihn noch besonders recht erhoben und zur That angefeuert haben.

Es ist wohl nichts natürlicher, als daß der Plan zu einer That, deren Gedanke schon der unbefangenen Vernunft widerstreben muß, und deren Beweggründe von der Art sind, daß sie selbst im Projekte bald mehr bald minder richtig erscheinen müssen, deren Ausführbarkeit endlich so manchen Zweifeln ausgesezt bleibt, wenn er

9) Man fand es für nöthig, den Brief, welchen Friedrich an Sand in Nr. 123. der Allgemeinen Zeitung hat einrücken lassen, dem Inquisiten vorzulesen; er ging aber darum von seiner Ansicht nicht ab, indem er äußerte: er achte den Inhalt als das Urtheil eines einzelnen Menschen und nicht mehr.

ein halbes Jahr durchdacht wird, in der ursprünglichen Ansicht seiner Nothwendigkeit, seines Nutzens und seines Gelingens schwankend wird.

Gern mag man es daher Sand glauben, wenn er versichert: (V. II. Fr. 302.) „Drei Wochen vor seiner „Abreise von Jena habe er acht Tage lang weniger an „die That gedacht, und da habe er Gott gebeten, er „möge sie vorübergehen lassen.“ Wäre ihm noch eine weitere Frist zum Nachdenken vergönnt gewesen, wer weiß ob nicht der allmählig bis zur Flamme entloderte Plan, mag es seyn durch Ueberlegung, oder durch irgend ein glückliches Verhängniß, in sich selbst erstickt wäre.

Aber gerade in diesem Augenblicke warf Sand's böser Genius die Brandfackel in das Gebäude seines Systems, und dazu bediente er sich — eines unseligen Zeitungs-Artikels.

Es enthielten nämlich zu damaliger Zeit mehrere öffentliche Blätter die Nachricht: Kotzebue wolle oder müsse nach Rußland zurückkehren. Sand vernahm es aus mehreren Zeitungen, namentlich aus der National-Zeitung, und dieses bestimmte ihn gerade da, als er weniger an seinen Vorsatz dachte, zur alsbaldigen Ausführung der That. Er hielt nun dieselbe für nothwendig, (V. I. Fr. 74.) weil Kotzebue nach Rußland habe zurückkehren wollen, um dort sein Geld, jährlich 12,000 Rubel, zu verzehren. Wäre er aber ungestraft fortgegan-

gen, (V. I. Fr. 314.) so wäre Schmach auf ganz Teutschland gelegen. Tausende würden es auch so gemacht haben, und eine solche Schmach hätte er nie ohne Vorwürfe getragen. Kotzebue würde, wenn er weggezogen, auf das Volk weniger gewirkt haben, aber dann desto mehr von oben herab.

Mehrere öffentliche Blätter hatten bekanntlich widersprochen (V. II. Fr. 265. 266.), daß Kotzebue nach Rußland zurückkehren würde; Sand gestand auch wirklich auf Vorhalten, daß er diesen Widerspruch gelesen habe, allein er habe ihm nicht getrauet, und der ersten Nachricht um so mehr Glauben beigemessen, als sie mit allen Umständen übereingestimmt hätte, nämlich darin, daß Kotzebue ausgeplaudert habe, die Stourdza'sche Schrift sey in Auftrag des Russischen Kaisers geschrieben, weshalb er Befehl erhalten hätte, nach Rußland zurückzukehren.

Auffallend blieb es indessen, daß Sand, wenn er wirklich der Nachricht von Kotzebue's baldiger Abreise getrauet haben sollte, sich so lange auf seiner Reise aufhielt, nämlich vom 9ten bis zum 23sten März. Er erklärte aber diese Zögerung dahin: er habe in einer Zeitschrift gelesen, daß Kotzebue seine Rückreise nicht vor Anfang Frühlings antreten werde. Er hätte sich also beim Weggehn von Jena selbst 14 Tage Zeit gesezt, und geglaubt, er wolle bis zum 21sten März in Mannheim seyn. Von Frankfurt aus, sey er aber in das Zaudern

ge-

gekommen, bis er sich endlich gewaltsam losgerissen, und zur Ausführung der That bestimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen, eben sowol als die Besorgniß, daß sein vernunftmäßig gefaßter Entschluß nicht ausgeführt werde, habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verursacht.

Uebrigens scheint Sand den Vorsatz, seinen Feind niederzustoßen, sehr ernstlich gefaßt zu haben. Denn er versichert (V. I. Fr. 65. 68.), fest entschlossen gewesen zu seyn, so viel in seinen Kräften gelegen, also im äußersten Falle sein Leben daran zu setzen, Kotzebue zu erlegen, und er würde mit dem kleinen Schwerte sich Bahn zur That gebrochen haben. Wäre er nicht bei ihm zugelassen, so würde er Zeit und Orts-Umstände, die er im Voraus nicht gekannt habe, unermüdlich benuzt haben, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er würde, wenn er ihn hier nicht habe bekommen können, wo er ihm auch erschienen seyn möchte, und wenn er selbst bewaffnete Begleiter gehabt hätte, diese vertrieben haben, und auf ihn eingedrungen seyn. Indessen würde es ihm zu gefährlich geschienen haben, mit Gewalt in Kotzebue's Zimmer zu dringen, weil sein Feind sich hinter undurchdringliche Mauern hätte verbergen können. Endlich sey es noch bemerkt, daß der Tag, an welchem der Mord verübt ward, (23ste März) keinen besondern Zusammenhang mit der That zu haben scheint, wie man solches von einigen Seiten her hat vermuthen wollen. Sand

widerspricht dieses durchaus zur 160. Fr. V. II. — Auch ist der Todesstoß durchaus ohne Datum.

Außer der Haupt-Idee, den Mord, waren aber noch manche Nebenumstände mit in den Plan aufzunehmen. So überlegte Sand, (V. II. Fr. 264.) auf welche Art er seine Schrift „Todesstoß" genannt, zur Kenntniß des Volks bringen wolle. Damit man erfahre, was er mit der That beabsichtigt habe, hatte er in Jena den Plan, diesen „Todesstoß" an eine Kirchenthüre in Mannheim anzuheften. Später wollte er das Nämliche in dem Kotzebueschen Hause mittelst eines Dolches thun; beydes unterblieb, weil er seinen kleinen Dolch auf dem Zimmer, wo der Mord verübt ward, verlor.

Dagegen lag, — wenn man dem Inquisiten glauben will (V. II. Fr. 311.), Selbstentleibung ganz außer seinem Plane. Daß er sich selbst verwundet habe, sagte er in einem späteren Verhöre, habe er schon längst bereuet, und bereue es noch jezt. Wenn er daher noch einmal so viel Schmerzen leiden müsse, so würde er immer denken, er habe es verdient. Diese Angabe unterliegt um so weniger einigem Mißtrauen, als der erste Stich, welchen Sand sich versezte, durch einen überraschenden Eindruck herbeygeführt ward — (s. Abschnitt IV.) — und als es vielmehr ursprünglicher Plan war, sich nach vollbrachter That zur Wehre zu setzen, und wo möglich zu entfliehen.

Es erklärte nämlich der Inquisit: (V. I. Fr. 69.) Wenn die That ohne Hinderniß vollzogen worden, so hätte er den Plan gehabt, seinen Verfolgern nicht auszuweichen, aber er würde sich auch rüstig gewehrt haben, damit sie ihn nicht lebendig in ihre Hände bekommen hätten. (V. II. Fr. 324.) — Er würde sich nur gegen Bewaffnete gewehrt haben, die ihn hätten aufhalten wollen. Wenn er sich einmal in den Zustand des Krieges gesezt habe, so hätte er sich auch wehren müssen, denn es hätte ihm Niemand geholfen, als er sich selbst. Es habe ihm männlicher und selbstthätiger gedünkt; wenigstens hätte er die Nothwendigkeit der Vertheidigung, der Freiheit entgegengesezt. Das Nämliche wiederholte er im Schluß-Verhöre, mit dem Zusatze, er habe sich ursprünglich vorgesezt, im Falle des Gelingens zu entfliehen. (Schluß-Verhör Fr. 362).

Dieser Plan zur Flucht kann auch nach den Akten keinen Zweifel leiden. Schon in jenem von Sand „an seine Freunde teutschen Sinnes" in Jena zurückgelassenen Schreiben, deutet er darauf hin:

„Kann ich durchkommen — heißt es — so weiß ich „schon wo ich hinfliehen werde, um zu rechter Zeit „dem Vaterlande wieder dienen zu können."

Und in seinen Verhören gab er an: (V. I. Fr. 70.) er habe es sich nicht ganz klar gedacht, wohin er fliehen wolle, wenn er ohne Hinderniß durchkomme, ob über den Rhein den Weg nach Frankreich, oder über das Ge-

birg in seine Heimath. Später bestimmte er dieses noch genauer dahin: (V. II. Fr. 78.) er sey gesonnen gewesen nach Nordamerika zu gehen, und dort bey irgend einer teutschen Gemeinde die Stelle eines Predigers und Lehrers ihrer Jugend zu übernehmen, dahin sey der Weg über seine Heimath eben so gerade, als über Frankreich.

Manche Umstände, z. B. daß er, nahe bey Mannheim, in Darmstadt noch sechs Louisd'or lieh, wovon er vier Stücke in seinen Hosenträger einnähete, daß er dort seinen Tornister, der ihn auf der Flucht beschwert haben dürfte, zurückließ, sogar daß er sich nahe bey Darmstadt seine langen Haare abschneiden ließ, die ihn auffallend gemacht haben würden, scheinen anzudeuten, daß dieses Projekt zur Flucht ernsthaft gemeint war.

## III.

## Vorbereitungen zur That, und Reise nach Mannheim, um sie auszuführen.

Dolche. Das sogenannte kleine Schwerdt. Verheimlichung dieser Waffen unterwegs. Reisegeld. Sand's Bemühungen zu verbergen, woher er es bekam. Verfertigung des Todesstoßes, der Schreiben an die Burschenschaft in Jena und die Freunde teutschen Sinnes, auch des Todesurtheils. Briefe an seine Eltern und mehrere Zeitungs-Redaktionen. Auftrag um diese Schriften zu besorgen. Sein Reise-Anzug und Effekten, die er mit sich nahm. Reise von Jena nach Eisenach, Reise-Gesellschaft. Der Bauchredner Alexander. Mittagsmahl auf der Wartburg. Aufenthalt in Frankfurt und Darmstadt. Ankunft in Mannheim.

Nachdem nun in Sand der Plan zum Morde gereift war, oder vielmehr schon da, als er noch über diese Pläne brütete, wenigstens die Zeit ihrer Ausführung noch nicht bestimmt hatte, bereitete er einstweilen die Werkzeuge zum Verbrechen vor.

Er wählte dazu zwei Dolche, oder nach seiner Benennung einen kleinen Dolch und ein kleines Schwert; denn ungeachtet letzteres eigentlich nichts anders ist als ein großer Dolch, so vermied Sand doch geflissentlich diesen Ausdruck.

Den kleinen Dolch will er vor mehreren Jahren (Fr. 9.) auf dem Jahrmarkte zu Erlangen gekauft haben, um ihn auf Reisen mit sich zu führen. Diese Angabe scheint um so mehr richtig, als jener Dolch nichts weiter ist, als ein großes Vorlege- oder Jagdmesser, die häufig genug feil sind.

Den größern aber, das sogenannte kleine Schwert, ließ er sich in Jena (Frage 161. und die Aussagen der Jenaer Handwerker Vol. II. [5.]) um Weihnachten v. J. besonders zu dieser That machen. Zu dem Ende ließ er aus einem französischen Hirschfänger zwei Klingen verfertigen, die eine davon ward geschliffen und nach einem Model, welches er in Wachs entworfen hatte, auch nach seiner eigenen Zeichnung, mit Griff, Heft und Parirstange versehen. Die Bestellung geschah vor Weihnachten, und in der Mitte des Februars ward der Dolch fertig; Sand erkundigte sich mehrmals nach dem Fortgange der Arbeit, jedoch geschah dieses immer ohne Beiseyn eines Dritten. [10])

10) Die Abbildung dieser beiden Dolche in natürlicher Größe findet sich Beil. I.

Die andere aus dem Hirschfänger verfertigte Klinge (V. II. Fr. 161.) fand sich in Jena in Sand's Wohnung; es war dieses ein Stück Eisen eine halbe Elle lang, worauf Körners Worte: „Drück dir den Speer in's treue Herz" geschrieben waren. Sand hatte den Versuch gemacht, diese Worte auf sein kleines Schwert mit Scheidewasser einzuätzen, er konnte aber nicht damit zu Stande kommen.

Auch wegen des heimlichen Transports dieser Waffen wurden Vorkehrungen getroffen, nämlich für den großen Dolch ward in dem Brustlatz ein Loch angebracht, worin derselbe vermöge seiner Schwere an der Pariustange hieng, für den kleinen aber ward im linken Rockärmel ein Haft angenähet, woran die Scheide desselben befestigt war.

Indessen hatte Sand, ungeachtet aller Sorgfalt,

---

Der große Dolch oder das sogenannte kleine Schwert fig. a. hat eine 9¾ Zoll lange und 1¼ Zoll breite zweischneidige Klinge. Der Griff ist von schwarzem Holze, oben mit einer Verzierung von schwarz angestrichenen Eisen. Zwischen dem Griff und der Klinge ist ein querliegendes schwarz angestrichenes Eisen befindlich.

Der kleine Dolch fig. b. hat einen schwarz-hölzernen Griff, und steckte in einer 6 Zoll langen braunledernen, unten mit Blech beschlagenen Scheide, die vermittelst eines rothen Bändchens und einer Hafte inwendig im linken Rockärmel befestigt war.

(Fr. 170. 171.) doch große Mühe, seine Dolche unbemerkt bis nach Mannheim zu bringen. Den kleinen verbarg er auf dem Boden eines Ränzchens, das er mit sich führte, den großen mußte er, weil er nicht hineingieng, in ein Tuch gewickelt, oben auf legen, und damit er nicht zerbrach, mußte er ihm, zumal wenn er fuhr, oft herausnehmen, und auf der Brust tragen; zu diesem Umpacken wählte er immer eine Zeit, wo er allein war. Als er aber endlich in Darmstadt (Fr. 190. 191.) sein Ränzchen ganz ablegte, nahm er des Morgens beim Anziehen auch den kleinen Dolch heraus, und brachte den großen auf der Brust, den kleinen theils im Rockärmel, theils in der Tasche nach Mannheim.

Es kommt in den Akten der sonderbare Umstand vor, daß nicht nur in Darmstadt, wo Sand immer den großen Dolch auf der Brust trug, einem seiner Bekannten die sonderbare Erhöhung auffiel, so daß dieser auf den Gedanken kam, es müsse dieselbe ein Terzerol oder ein Messer mit einem dicken Knopfe verbergen, sondern daß auch selbst in Mannheim (V. II. [84.] Fr. 37.) sein Nachbar an der Wirthstafel etwas Außerordentliches an seiner Brustbekleidung wahrzunehmen glaubte. Ein glücklicher Blick, eine schärfere Aufmerksamkeit, hätten vielleicht zufällig die ganze That vereitelt, und Kotzebue wäre gerettet gewesen.

Zu der Reise nach dem entfernten Mannheim, wohl auch zur Flucht, wenn sie glücken sollte, war eine

größere Summe nöthig, als Sand sie von seinem unbeträchtlichen Wechsel erübrigen konnte. Da er nach seiner Angabe 9 Louisd'or mit sich genommen hatte, wovon etwa 5 noch bei ihm vorgefunden wurden, und da es hergestellt ward, daß er seit dem Dezember 1818 kein Geld von Hause empfangen hatte, so musste er sein Reisegeld nothwendig von Jemanden geliehen haben. Allein in diesem Punkte steckte Sand sich nicht nur, so lange er nur immer konnte, hinter die Unwahrheit, sondern suchte auch den Richter recht planmäßig irre zu führen.

Zuerst behauptete er das Geld von seinem Wechsel sich erspart zu haben, indem er in der lezten Zeit seine Bedürfnisse in Jena (Fr. 11. V. II.) schuldig geblieben sey, und als sein Vater aussagte, daß er ihm seit dem Dezember v. J. kein Geld geschickt, und der Sohn ihn sogar wenige Tage vor seiner Abreise um Geld gebeten habe, weil er ganz ohne solches sey, so ließ er sich dadurch nicht irre machen, sondern behauptete, ohne Wissen des Vaters das Geld von seinen Verwandten erhalten zu haben, seinem Vater habe er wohl schreiben können, daß er kein Geld gehabt, weil das, was er noch besessen, unangreifbar bestimmt gewesen. (Fr. 93. V. II.) Ja, nachdem seine Mutter, sein Schwager und seine Schwester diesen Umstand ganz abläugneten (V. II. [147.]), erklärte er sogar: „er werde nicht angeben, „von wem er das Geld empfangen, denn die an sich „ganz unschuldigen Menschen würden sonst für ihre Liebe

„gegen ihn einer Schuld betheiligt werden, die aus ihm „allein hervorgegangen sey.“ (Fr. 108.)

In der Folge kam er jedoch zu dem näheren Geständnisse (Fr. 147.), daß er nur 4 Louisd'or von seinem eigenen Gelde von Jena mitgenommen, die andern 6 aber in Darmstadt von dem Studenten K. geliehen habe; Letzteres zeigte sich als wahr, Ersteres war, wie die Folge ergab, erlogen.

Denn späterhin mußte er auch eingestehen, das von Jena mitgenommene Geld geliehen zu haben. Sein innigster Freund A—s sollte ihm 4 Friedrichsd'or gegeben haben; das erzählte er mit den kleinsten Umständen, und sogar mit Benennung der Münzsorten. A—s läugnete Alles, behauptete geradezu, daß Sand die Unwahrheit sage, und schrieb ihm einen Brief, worin er ihn rührend bat, ihn nicht unschuldig in eine Untersuchung zu verwickeln, welche für seine künftige Laufbahn als Theologe die traurigsten Folgen haben könne. Obgleich dieser der Untersuchungs-Kommission zugeschickte Brief dem Sand nach damaliger Lage der Inquisition nicht vorgelegt werden konnte, so ward ihm doch das traurige Verhältniß seines in Arrest sitzenden Freundes, und das schwere Unrecht, welches er durch falsche Angabe ihm zufügen würde, dringend vorgestellt. Dennoch blieb er nicht nur bei seiner Behauptung, sondern gieng noch in mehrere Details ein (Fr. 344. folg.), und mit

wahrer Frechheit forderte er den A—s auf, ohne Rücksicht auf ihn die Wahrheit zu sagen.

Und doch widerrief er (Fr. 385. folg.) in einem späteren Verhöre die ganze Angabe als unwahr, und versicherte acht Tage vor seiner Abreise 20 Rthlr. in Silber vom Dr. juris F—s in Jena geliehen erhalten zu haben.

Dieser wollte nun zwar anfangs sich wohl eines frühern Anlehens, aber nicht dieser 20 Rthlr. entsinnen; nachmals aber erklärte er doch: (V. II. [265.] Anl. I.) er wolle Sand's Angabe, daß er kurz vor seiner Abreise, Anfangs März 20 Rthlr. in Kopfstücken von ihm erhalten habe, nicht widersprechen. Wie denn auch die Zeit und Münzsorten mit seiner gleich Anfangs angegebenen Erinnerung übereintrafen, nur meine er, wäre es nicht mehr als einige Ducaten gewesen.

Nicht ohne Zweck ist dieser Widerspruch des Sand umständlich vorgelegt worden, denn eine Schattenseite wirft diese durchdachte Lüge offenbar auf seinen Charakter, und zwar eine bedenkliche darum, weil er seinen besten Freund ohne Schonung dem Arrest und der Untersuchung überlieferte. Da Sand in manchen öffentlichen Blättern nur von der edeln Seite des biedern Jünglings geschildert wird, und da diese Uebersicht alles, was gut an ihm war, herausstellen muß und wird, so ist es auch von der andern Seite Pflicht, das, was seiner Denkungsart zum Vorwurfe gereichen kann, offen vorzulegen.

Seine ganze Entschuldigung war: (Vol. II. Fr. 388.) daß seine Angabe dem A—s als Studenten nicht soviel habe schaden können, als dem F—s, einem angehenden Docenten. A—s sey doch schon einmal in die Untersuchung verwickelt gewesen, daher habe er den Dr. F—s nicht auch noch nennen wollen!!

Schon länger hatte Sand an seinem sogenannten „Todesstoße" gearbeitet (Fr. 8. 195. V. II.), und bald an seinem Inhalte, bald an der Form einiges geändert. Diesen vollendete er vor seiner Abreise, verfertigte das Exemplar, welches zur Anheftung nach verübter That bestimmt war, dann eine Urschrift desselben — wie er sie nennt — und mehrere Abschriften davon. Auch die Schreiben „an die Burschenschaft in Jena," und das andere „an meine Freunde teutschen Sinnes," welche man in seinem Pulte fand, wurden wenige Tage vor seiner Abreise gefertigt; endlich arbeitete er noch ein sogenanntes Todesurtheil gegen A. v. Kotzebue aus. 11)

Von seinen zu besorgenden Schriften will er drei Pakete gefertigt haben, wovon das eine sein Tagebuch nebst einem Briefe an seine Mutter, und das zweite Familien-Briefe soll enthalten haben. Diese Angabe ist

11) Von diesen Aufsätzen, insbesondere auch von dem Todesurtheile, dessen Aechtheit öffentliche Blätter haben bezweifeln wollen, kommt unten im VIII. Abschnitte das Nähere vor.

richtig, die Pakete sind von A—s der Mutter übergeben, und enthielten die angegebenen Sachen.

In dem dritten Pakete aber sollen sich befunden haben: ein Brief an seine Eltern, ein Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction und zwei dergleichen an die Redactionen zu Bremen und Speier, die Urschrift des Todesstoßes, und das Todesurtheil.

Dieses dritte Paket ist in der Untersuchung der Stein des Anstoßes gewesen; denn von den Schriften, welche darin enthalten gewesen seyn sollen, ist nur allein eine Abschrift von Sand's Briefe an seine Eltern zum Vorschein gekommen. Die Redacteurs der genannten drei Zeitungen sind abgehört, läugnen aber durchaus den Empfang solcher Briefe oder Aufsätze, und endlich herrschen in den Aussagen des Sand über die Bestellung dieses dritten Pakets die größten Widersprüche und Unwahrheiten.

Anfänglich behauptete er (Fr. 96. folg.), die Briefe am Tage vor seiner Abreise seinen Hausleuten in Jena zur Besorgung auf die Post übergeben zu haben. Die Personen könne er nicht angeben, weil er mehrmals Briefe abgeschickt habe, die Tochter im Hause, die Magd und der Wirth hätten ihm aufgewartet.

Als nun aber diese Personen jene Uebergabe der Briefe gänzlich läugneten (V. II. [9.]), so trat endlich Sand nach vielem Zureden mit dem Geständnisse hervor: (Fr. 151. V. II.) er habe den Brief an die

Bamberger Zeitungs-Redaction, den Brief an seine Eltern, die Schreiben an die Redacteurs zu Bremen und Speier, nebst der Urschrift des Todesstoßes, welche frei darin gelegen, dann das Todesurtheil zusammen in ein Paket gepackt, mit der Inschrift auf der inwendigen Seite des Couverts „zu besorgen" und „beiliegende Schrift gehört zulezt an meine Eltern." Dieses Paket habe er am Abend vor seiner Abreise heimlich unter die Sachen des A—s gelegt, damit dieser es in dem ersten Augenblicke nicht finden möge.

Die Untersuchungs-Kommission mußte dieses Geständniß um so eher für wahr annehmen, als Sand es mit dem Ausdrucke der Reue, früher die Unwahrheit gesagt zu haben, ablegte. Um so mehr überraschte es, als A—s durchaus abläugnete, (V. II. [151.] Zif. 1. 2. 3.) ein solches drittes Paket jemals erhalten (Fr. 253. folg.) oder vorgefunden zu haben, und Sand demohngeachtet frech bei seiner Behauptung blieb. Endlich nach dem dringendsten Zureden gestand er, dieses Paket am Abend vor seiner Abreise den Dr. juris F—s versiegelt und ohne Aufschrift auf eine Commode oder Tisch seines Zimmers gelegt zu haben, mit dem Auftrage, es an A—s, wenn er in einiger Zeit zu ihm kommen würde, zu besorgen.

Dr. F—s läugnete jedoch durchaus die Uebergabe des Pakets, (V. II. [238.]) Sand aber blieb auf Vorhalten fest bei seiner Behauptung. (Fr. 397. folg.)

So schwankte die Sache hin und her. F—s wurde über die Aussagen des Sand constituirt, dieser über das Läugnen des F. Beide blieben fest bei ihrer Behauptung, und dieser für die Untersuchung sehr wichtige Punkt mußte endlich für das erste auf sich beruhen, weil der einzige Weg, um zur Gewißheit zu kommen, durch folgenden Umstand verschlossen ward.

Da Sand mit der größten Bestimmtheit, und unter genauen Umständen behauptete, daß der Brief an seine Eltern in dem nämlichen Pakete gelegen habe, worin der Todesstoß, das Todesurtheil 2c. befindlich waren, da dieser Brief in die Hände der Eltern gelangt war, und des Inquisiten Bruder selbst eine Abschrift davon übergeben hatte, (V. II. [185.] [194.] Anl. 1. [225.] Anl. 1.) so wäre es nur darauf angekommen, durch die Eltern oder den Bruder glaubhaft zu erheben, durch wen sie jenen Brief erhalten hätten.

Allein diese Verwandten beriefen sich (V. II. [123.] Anl.) auf das

Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern Th. 1. Art. 79. und Th. 2. Art. 204.

nach welchem es in die Willkür der nahen Verwandten eines Verbrechers gestellt ist, in der Untersuchung gegen ihn Zeugniß abzulegen, und lehnten dieses ganz ab.

Zwar glaubte die Kommission, daß hier nicht die Rede von einem Zeugnisse gegen Sand, der seines Verbrechens geständig und überwiesen war, und den

dieser Umstand nicht weiter graviren konnte, sey, sondern nur von der Complicität eines Dritten, und stellte dieses dem Appellationsgerichte des Ober-Main-Kreises vor. Allein dasselbe überließ die Ablegung des Zeugnisses lediglich dem Willen der Verwandten, sie verweigerten es auf's neue; und so waren auch alle weitern Schritte, die selbst auf diplomatischem Wege geschahen, vergeblich.

In seinem Pulte hinterließ Sand ein Verzeichniß seiner Schulden, welche seine Eltern bezahlen sollten, und eine Verfügung, daß seine Bücher, sein Bett u. s. w. nach seiner Heimath geschickt werden möchten, dem Studenten A—s aber gab er Vollmacht, die für ihn einlaufenden Briefe und Gelder in Empfang zu nehmen.

Bei seinem Hauswirthe verlängerte er (V. II. [4.]) seinen Miethvertrag noch auf das Sommer-Semester, und trug dieses am 1sten März in des Hauswirths Buch ein.

Uebrigens will er Jedem, der nach seiner Reise fragte, gesagt haben: (V. I. Fr. 62.) er gienge in die Heimath, welche doppelsinnige Rede man so verstanden habe, als gienge er zu seinen Eltern. Und so brach er früh am 9ten März d. J. von Jena auf, ohne von seinen Hausleuten Abschied zu nehmen.

Sein Reiseanzug bestand in einem schwärzlichen teutschen Rocke, rother wollenen Weste, schwarzen lan-

langen Beinkleidern von Tuch, Schnürstiefeln, und einer schwarzsammetnen mit einem Schilde versehenen Kappe. Ueber seiner Kleidung trug er unterwegs größtentheils ein blaues Fuhrmannshemd, und in den Taschen dieser Kleidungsstücke, außer einigen wenig bedeutenden Kleinigkeiten, einen Kompaß in einer zinnernen Kapsel, eine Charte von Schwaben und eine vom Laufe des Neckars, ein abgerissenes Stück aus dem neuen Testamente, an vielen Stellen unterstrichen. Ferner Körners „Leyer und Schwert" worin manche Zeilen einfach, mehrere auch doppelt unterstrichen waren. So z. B. in dem Liede „Durch"

„Was soll das ew'ge Zaudern?
„Hier hilft nur rasche That,
„Die kraftvoll ohne Schaudern
„Das Schlangenhaupt zertrat.

welche Worte Sand am lezten Abend vor der That will unterstrichen haben. Oder seine Lieblingsstelle aus dem Liede „Aufruf" die er bei möglicher Gelegenheit anbrachte:

„Das höchste Heil, das lezte liegt im Schwerdte,
„Drück dir den Speer in's treue Herz hinein,
„Der Freiheit eine Gasse ꝛc. ꝛc."

Endlich ein geschriebenes Gedicht „Abendmahlslied" angeblich von Fried. Rückert, welches Sand in Erlangen will erhalten haben. 12)

12) Aus diesem Liede stehe hier der lezte Vers:

Außerdem aber führte Sand bei seiner Abreise von Jena noch einen kleinen Tornister oder Ränzchen, und eine Schreibtafel mit sich, deren Herbeischaffung bei der Untersuchung wiederum Schwürigkeiten veranlaßte. Bis Darmstadt nämlich hatte man die Spur, daß Sand diesen Tornister mit sich geführt habe. Hinter Darmstadt aber wollte er ihn nebst dem Fuhrmannshemde und der Brieftasche in den Rhein geworfen haben. Endlich bekannte er (Fr. 134.), diese Sachen in Darmstadt einem Freunde, dem Cameral-Practicanten K—e, in Verwahrung gegeben zu haben, mit dem Auftrage, sie nach einiger Zeit an seinen Schwager in Wunsiedel zu übersenden. Es fand sich diese Angabe wahr, und die Sachen wurden zur Hand gebracht. Der Tornister enthielt außer dem Fuhrmannshemde und der Brieftasche, einige Wäsche, und vier oder fünf theologische Bücher;

---

„Dir bist du Mensch entflohn!
„Ein Christus kannst du werden.
„Wie du ein Kind der Erden,
„War auch des Menschen Sohn.
„In deinem Seyn ist dir das Nichts vernichtet.
„Gott richtet dich, wie du dich selbst gerichtet.
„Gott ward durch sich, durch Liebe
„Der Mensch, daß er uns Ziel und Vorwurf bliebe.

Denn er ist darum merkwürdig, weil die zweite Zeile buchstäblich im Todesstoße vorkommt. Die Erklärung dieser Stelle, und wie Sand sie seinem Systeme anpaßt, folgt weiter unten.

in der Brieftasche aber befand sich ein Brief seiner Mutter und seines ältesten Bruders, dann das Concept des Briefes an seine Eltern, und Fragmente zu dem Aufsatze „Todesstoß"; auf dem Pergamente war eine Großherzogl. S. Weimarsche Verordnung gegen die Fastnachts-Mummereyen abgeschrieben. Bis Darmstadt verwahrte Sand auch das Haupt-Exemplar seines Todesstoßes in dieser Brieftasche, dort aber nahm er es heraus, und trug es in Papier gewickelt in seinem Brustlatze nach Mannheim. 13)

Ob übrigens keine weiteren Papiere insbesondere in der Brieftasche enthalten waren, bleibt bis jezt ungewiß; denn nach verübten Morde ward das Ränzchen in Darmstadt von den Personen, welchen es anvertraut war, eröffnet, und es sollen Papiere herausgenommen, ja sogar einige verbrannt seyn.

Daß diese Herausnahme einiger Papiere durch einen gewissen Lehrer S—s geschehen sey, ward nun bald zu

---

13) In dem Fragmente, welches die Schreibtafel enthielt, fanden sich folgende Worte, die nicht mit in das Schreiben an die Eltern aufgenommen sind: „Wer Geld hat muß Geld hergeben, wer Kraft hat muß auch diese aufwenden, wer nichts hat, als ein Leben, muß auch dieses auf das Spiel setzen." Sand erklärt zur 198. und 199. Frage diese Worte — freilich nicht ausreichend — dahin: er habe damit sagen wollen, daß Jeder die Pflicht habe, für sein Vaterland zu leben und zu sterben.

den Akten constatirt, und dieser darüber vernommen. Er behauptete aber, (Vol. II. [302.] Anl.) daß diese Schriften nur in zwei Gedichten bestanden hätten, eines von ihm, das andere von Dr. F—s verfaßt; er will sie zerrissen haben, weil von ihm noch nie etwas Poetisches bekannt geworden sey, und beide Produkte ohne dichterischen Werth gewesen wären. Das Gedicht von F—s wäre religiösen Inhalts gewesen, das seinige ein Sonett des Inhalts, daß Mancher sich bessere Zeiten träume, ohne zu deren Besserung durch seine eigene Veredlung beitragen zu wollen. Das Thema des leztern Gedichts scheint interessant zu seyn, und daher muß man die eigenmächtige Vernichtung eines Papiers, welches zu den Bestandtheilen der Untersuchung gehörte, und woran S. gar kein Eigenthum mehr hatte, sehr bedauern.

So zur That vorbereitet, wanderte Sand am 9ten März von Jena nach Erfurt (V. I. Fr. 58.), wo er sich in ein Wirthshaus an den Grethen einlogirt habe, und Abends am 11ten März in ein anderes Gasthaus, zum Giebel gegangen seyn wollte, um dort den Abgang der Post zu erwarten. (V. I. [59.] Diese ganze Geschichte war aber nichts weiter als ein Mährchen, denn zu Frage 500 und folg. mußte Sand bekennen, am 9ten März Abends bei dem Turnlehrer S. eingekehrt und bis zum 11ten bei ihm geblieben zu seyn, wo er gegen Abend in das Wirthshaus zum Giebel gegangen sey. Hier fanden sich zwei Kaufleute aus Frankfurt am

Main ein, welche die Reise bis Frankfurt in seiner Gesellschaft machten. Einen von ihnen, M—s aus Frankfurt, beschrieb Sand als einen Bauchredner, jedoch wollten die Personen, welche die Reisegesellschaft unterwegs gesehen hatten, von einem solchen nichts wissen. Nachmals klärte Sand dieses dahin auf, daß der eine dieser Kaufleute unter dem Namen „Alexander" in mehreren Städten Vorstellungen gegeben habe, daß er ihn in Weimar gesehen, und ihn sogleich wieder erkannt hätte.

Am 11ten Nachts 11 Uhr fuhren sie mit der Post von Erfurt ab. Während am 12ten in Eisenach angehalten ward (Fr. 158. V. I. [59.] p. 8.), um zu Mittag zu essen, beredete Sand seine beiden Gefährten auf der Wartburg ihr Mittagsmahl einzunehmen. Es geschah, sie ließen sich die Merkwürdigkeiten der Burg zeigen und bei dieser Gelegenheit soll Sand, nach Aussage des einen Reisegefährten, geäußert haben: „Hier „sind heilige Worte gesprochen, und von diesem Orte „wird noch viel Gutes ausgehen." Er läugnete jedoch durchaus, dieses gesagt zu haben, behauptete vielmehr, er habe sich nur darüber geärgert, daß einzelnes elendes Schnitzwerk und Kleinigkeiten gelobt, die große Art des Ganzen aber übersehen werde.

In das Stammbuch für Studenten auf der Wartburg fand sich von Sand unter dem 12ten März d. J. eingeschrieben: (V. I. [82.]).

„Was sollen euch die alten Schlafmützen schaf„fen? Vertrauet auf euch selbst und bauet in eignen „Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf.“ Dann folgt sein Lieblingsspruch aus Körners Gedichten: „Drück dir den Speer u. s. w.“

Anfangs wollte er sich nur der lezten Worte erinnern, nachmals aber, als jenes Stammbuch nachgesehen war, räumte er ein: (V. II. Fr. 307.) es würden wohl seine Worte seyn, er habe sich ihrer nicht mehr erinnert. Unter den „Schlafmützen“ möge er verstanden haben, man solle sich nicht auf das schwache Alter verlassen, dieses sey aber nicht recht. Dann möge er darauf angespielt haben, daß jezt für die Sache Gottes wenig geschehe.

Von dort an bis nach Frankfurt (V. II. [150.] Anl.) gieng die Reise ohne Aufenthalt, und ohne weitere Gesellschaft fort; in der Nacht vom 13ten auf den 14ten März kam Sand in lezterer Stadt an, und trat mit seinen Reisegefährten in dem Wirthshause zum Schwan ab. Am folgenden Morgen suchte er seinen ältern Bekannten und Landsmann W—n aus Hof, früher preußischer Offizier, dermalen in der Herrman'schen Buchhandlung auf, und logirte bei ihm bis zum folgenden Mittwoch den 17ten März, wo er Morgens 7 Uhr den Weg nach Darmstadt einschlug. W. begleitete ihn bis an die Sachsenhäuser Warte. Während seines dreitägigen Aufenthaltes in Frankfurt brachte er seine Zeit

theils in Privathäusern, theils auf Spaziergängen zu, einmal war er in Oberrad, und am Abend vor seiner Abreise beim Weinwirth Beil. Sein Umgang bestand aus mehreren Personen, mit denen er früher studierte, und andern, die er in Frankfurt hatte kennen lernen.

Alles dieses mußte jedoch durch amtliche Nachforschungen herausgebracht werden, denn Sand hatte sich schon im Verhöre vom 24sten März, als er eben erst wieder zum Gebrauche der Sprache gekommen war, folgendes Mährchen über seinen Aufenthalt in Frankfurt ersonnen.

Die erste Nacht habe er im Schwan logirt, (Fr. 78. folg.) die zweite in einem Wirthshause eines Dorfs, das über eine Warte hinaus links von Isenburg liege, die dritte aber habe er in einem kleinen Wirthshause in der Stadt zugebracht, das er nicht angeben, noch beschreiben könne. Er habe Niemanden in Frankfurt besucht, sondern sich nur dort umsehen wollen.

Am 17ten März kam Sand in Darmstadt an (Fr. 144. folg.), wo er auf der Straße einen gewissen S., den er schon beiläufig in Jena gekannt hatte, gefragt haben soll: „Wie steht es hier?" jedoch auf seine Erwiederung: „wie so?" sich nicht weiter eingelassen, sondern nach dem Wirthshause, wo die Heidelberger Studenten logierten, gefragt haben soll. Statt jedoch in den ihm angewiesenen Darmstädter Hof zu gehen, gieng er zu einem dortigen Advokaten H., der ihm Logis anbot,

das er aber nicht annahm, weil ihm die Wohnung zu geräuschvoll schien, oder, wie er behauptet (V. II. [21.]), H. schon einen Gast gehabt habe; vielmehr quartierte er sich bis zum 22sten bei dem Kameral-Praktikanten K. ein, wo ihm seine Freunde ein Logis verschafft hatten, in welchem er, nach seinem Wunsche, für sich unbemerkt leben konnte.

Er hielt sich beinahe immer zu Hause, und will nur ein einzigesmal in den Gärten und in das Gebirg spazieren gegangen seyn; sein Umgang beschränkte sich auf vier bis fünf Personen. Daß er sich besonders bemühet, in Darmstadt unbekannt zu bleiben (V. II. [75.]), darüber stimmen viele Aussagen seiner dort abgehörten Bekannten überein. Er selbst behauptet, nicht recht wohl gewesen zu seyn, und er habe sich seinem Nachdenken überlassen wollen.

So lauten die offiziellen Nachrichten über seinen Aufenthalt in Darmstadt, später von ihm selbst als richtig anerkannt; denn früher, und zwar in dem erwähnten Verhöre vom 24sten März, wollte er sich in Darmstadt gar nicht aufgehalten, sondern nur die Gärten besehen, und in einem seitwärts nach dem Gebirge zu gelegenen Dorfe übernachtet haben. Dann habe er den Melibocus und andere Gebirge der Bergstraße bestiegen, und auf Dörfern übernachtet, deren Namen er nicht wisse. Und um dieser Unwahrheit einen Schein der Glaubwürdigkeit zu geben, fügte er hinzu: es sey geschehen, um

diese schöne so merkwürdige Gegend (Fr. 53. V. I.), die er schon so lange zu durchstreifen gewünscht hätte, in deren Nähe er sich schon zweimal befunden und sie dennoch nicht sehen können, recht zu bereisen. [14])

Begleitet von K. und einem gewissen S. aus Wetzlar sezte Sand seine weitere Reise nach Mannheim am 22sten März fort. Ersterer kehrte bald um, lezterer gieng mit bis zu den sogenannten Bickenbacher Tannen (V. II. [119.] Zif. 1.), wo er auf Sand's Bitten ihm im Walde seine langen Haare beschnitt, denn dieser herunterhängende Haarwuchs war schon unterweges an mehreren Orten aufgefallen, und sollte wohl in Mannheim keine Aufmerksamkeit erregen.

Um 3 Uhr Nachmittags kam Sand zu Lorsch [15]) an (V. I. [52.]), kehrte im Gasthause zum Lamm ein, besah, von dem Präzeptor der Kinder des Wirths geführt, den Ort, aß zu Nacht, und accordirte einen Wagen, um ihn am andern Morgen früh nach Mannheim zu

---

14) Obgleich dieses schon die vierte oder fünfte Lüge genannt werden kann, deren Sand sich während der Untersuchung schuldig machte, so wird doch erst der V. Abschnitt die Aufklärung geben können, warum er glaubte, sie vorbringen zu müssen, und wie er sein Benehmen rechtfertigte.

15) Ein Großherzogl. Hessischer Ort, eine halbe Stunde seitwärts von der Bergstraße, und 6 Stunden von Mannheim gelegen.

fahren. Er gab in Lorsch vor, es sey seine Absicht gewesen, nach Worms zu gehen, die Zeit werde ihm aber zu kurz; auch soll er geäußert haben, er habe die Nacht zuvor in Michelstadt zugebracht, welches er jedoch in Abrede stellte.

An dem verhängnißvollen 23sten März fuhr Sand Morgens 6 Uhr von Lorsch ab, und kam gegen halb zehn Uhr an der Mannheimer Neckarbrücke an. Hier stieg er ab, ließ sich von dem Fuhrmann abputzen, reichte ihm ein Trinkgeld, und entließ ihn sehr zufrieden mit den Worten: Wenn er einmal wieder durch Lorsch käme, solle er ihn wieder fahren. Dann gieng er vollends in die Stadt, und begab sich in das Gasthaus, der Weinberg genannt.

## IV.

## Die Ermordung des Staatsraths von Kotzebue mit denen die That begleitenden Umständen.

Sand's erster Gang zu Kotzebue am Vormittage, wo er ihn nicht zu Hause trift. Spaziergang und Rückkehr in das Wirthshaus. Mittagsmahl und Unterredung mit zwei Geistlichen. Zweiter Gang zum Kotzebueschen Hause gegen 5 Uhr Nachmittags. Sand findet Kotzebue zu Hause, und wird bei ihm eingeführt. Local wo der Mord verübt ward. Kurze Unterredung mit Kotzebue. Dolchstöße. Kotzebue sinkt zusammen. Sand's Plan zur Flucht. Der kleine Alexander. Sand versezt sich selbst den ersten Dolchstoß. Zusammenlauf der Familie und des Gesindes. Kotzebue wird weggetragen, und Sand soll ihn mit dem Dolche verfolgt haben. Des Mörders Flucht bis an die Hausthüre. Worte an die versammelte Menge. Uebergabe des Todesstoßes. Gebet und zweiter Dolchstoß. Inhalt der Legal-Sektion, und des medizinisch-chirurgischen Gutachtens über Kotzebue's Wunden.

Sand genoß im Wirthshause zum Frühstück einen Schoppen Wein und Brod, der Wirth will ihn durchaus

ohne auffallende Gemüths-Veränderung, weder melancholisch, noch besonders heiter gefunden haben. Dann erkundigte er sich nach den Wohnungen des H. v. Kotzebue und des reformirten Pfarrers K., welchen leztern er zu kennen vorgab, weil er ihn in Erlangen habe predigen hören. Gegen 11 Uhr Vormittags ließ er sich von dem Lohnbedienten (Aussage des Lohnbedienten V. I. Fasc. I. [17.] und des Inquisiten V. I. S. 62.) zu der Kotzebueschen Wohnung führen. Indessen kehrte er noch einmal um, angeblich, um sich die Kleider abputzen zu lassen, und ein Halstuch umzubinden, da es ihm mit offener Brust zu kalt sey. Nachdem diese Vorkehrungen im Gasthause getroffen waren, gieng die Wanderung wieder vor sich. Sand eilte auf das Haus zu, welches ihm der Lohnbediente als das Kotzebuesche bezeichnete, bemerkte sich, wie diesem aufgefallen seyn soll, schnell die Littera des Hauses, gab ihm ein Trinkgeld, winkte mit der Hand, sich zu entfernen, und zog die Schelle. Eine Magd — oder, wie Sand behauptet, ein Diener öffnete ihm, fragte nach seinem Namen, wo er sich als Heinrichs von Mietau ausgab. Es hieß jedoch, von Kotzebue sey nicht zu Hause, und er ward auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wieder bestellt. Nach diesem ersten vereitelten Versuche eilte Sand dem Lohnbedienten nach, sagte zu ihm: „jezt wollen wir weiter,“ und wollte die Jesuiten-Kirche und das Naturalien-Kabinet sehen. Als aber beide ver-

schlossen waren, ließ er sich in den Schloßgarten führen, verlangte den Rhein zu sehen, und erkundigte sich nach dem Neckarauer-Walde, den er vom Rheindamm ab sah, und nach dessen Entfernung, ohne übrigens sonst etwas Bedeutendes zu sprechen. Um halb 1 Uhr kehrte er in den Weinberg zurück, gab den Lohnbedienten noch ein Trinkgeld, und äußerte, er werde am Abend in das Theater gehen, und morgen zum Pfarrer K.

Der von Kotzebuesche Bediente behauptete zwar: (Vol. I. Fr. 2. S. 17.) daß der unbekannte Mensch, welcher seinen Herrn ermordet, des Morgens zweimal da gewesen sey, und nach demselben gefragt habe; — Sand läugnet dieses aber durchaus, und durch die Aussage des Lohnbedienten, der ihn bis in den Weinberg zurückbrachte, wird diese Angabe widerlegt.

Beim Mittagessen im Wirthshause betrug sich Sand sehr ruhig. Seine Tischnachbarn waren zwei Geistliche vom Ueberrhein (Aussagen des Wirths und der beiden Geistlichen. V. I. S. 230. V. II. [85.] adj. 1. [101.] adj. 1.), mit denen er sich theils über geschichtliche Gegenstände, theils über die Reformation und Luther unterhielt. Einer derselben beschreibt seine Unterredung näher dahin:

„Ohne zweideutige Saiten zu berühren, war Alles „was er sagte besonnen, doch sprach er über alle Begriffe „gedehnt, und mit niedergeschlagenem Blicke. Seine „Außenseite bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe,

„und einen Mann, der mit sich und der ganzen ihn um„gebenden Welt in holdem Frieden ist.“

Auf Kotzebue kam die Rede nicht weiter, als daß Sand dem Wirth, der ihn fragte: ob er ihn angetroffen? ein trockenes „Nein“ antwortete, und zu einem der Geistlichen sagte, er müsse dem Hrn. v. Kotzebue noch einen Besuch machen.

Uebrigens bezeugen diese Tisch-Gesellschafter, daß er zwar mit gutem Appetit, aber mäßig gegessen, und nur einen Schoppen Wein getrunken habe. Nach Tische schrieb er sich in das Fremdenbuch unter dem Namen „Heinrichs“ ein, bezahlte seine Zeche, und verlor sich alsdann ohne Abschied zu nehmen; einer der Geistlichen will zulezt eine große Zerstreuung an ihm bemerkt haben, obwohl er sonst vollkommen ruhig gewesen sey. Es ergiebt sich aus des Inquisiten eigener Andeutung, und des Wirths Aussage, daß Sand bis gegen 5 Uhr sich mit der Gesellschaft unterhielt, und so lange im Weinberg blieb, bis er seinen zweiten Gang zu Kotzebue antrat.

Dieses geschah dann gegen 5 Uhr Nachmittags, (Aussagen des Inquisiten, des Lohnbedienten, der Fürstin von J. V. I. Fr. 113. ib. Fasc. 11. S. 17. V. I. [26.] und Fräul. Emmi von Kotzebue V. II. Fasc. 2. Seite 42.) wo es ihm glückte, sein Opfer anzutreffen; ohne seinen Namen noch einmal zu nennen, ward er von dem Bedienten die Treppe hinauf geführt, wo dieser ihn auf

dem Hausgange stehen ließ, und ihn bei seinem Herrn anmeldete. Hier traf es sich, daß drei Frauenzimmer die Stiege hinaufgiengen, um der Frau von Kotzebue einen Besuch abzustatten; sie fanden Sand, welcher sie höflich grüßte, auf der Stiege, wo der Bediente ihm zurief: „Sie können herauf."

Es ist nöthig, einige Worte über das Local, wo die tragische Scene vorfiel, vorauszuschicken.

Gerade der Treppe gegenüber ist der Eingang zum sogenannten Wohnzimmer, dem Schauplatze des Verbrechens. Von diesem führt eine Thüre links zu dem Kindszimmer, an welches der Sallon stößt, der gewöhnliche Aufenthalt der Familie, wo sie auch am tragischen Abend des 23sten März versammelt war. Rechts ist ein Eingang zu einem andern Zimmer, in welches Kotzebue, nach verübtem Morde, gebracht ward, und auf dieses folgt das Studierzimmer, sein gewöhnlicher Aufenthalt.

Als nun Sand im Kotzebueschen Hause eintraf, will der Bediente ihn bei seinem Herrn, welcher im Studierzimmer gewesen, gemeldet haben; welches freilich nicht ganz mit der Aussage der einen Zeugin übereinstimmt, die ihn in dem Wohnzimmer seiner Frau am Klaviere will angetroffen haben, von wo er in seine Wohnstube gegangen sey. Indessen hat nachmals der Bediente dieses dahin erläutert, daß sein Herr erst durch die ganze Zimmerreihe in den Saal gegangen sey, und

von da zurück durch das Kindszimmer in das Wohnzimmer, und eine der Töchter bezeuget, daß, als ihr Vater aus seinem Arbeitszimmer in den Saal gekommen, er geäußert habe, daß sich ein Fremder habe melden lassen, und er sey wahrscheinlich wegen des anwesenden Besuches zurück in sein Wohnzimmer gegangen, um ihn zu empfangen.

Ueber den Vorfall in diesem Zimmer muß aber vorerst der Inquisit selbst sprechen, denn von diesem Werke weniger Augenblicke weiß natürlich Niemand als er Auskunft zu geben. (V. I. Fr. 112. 113. 140).

„Der Bediente brachte einige Minuten im Zimmer „mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er „mich herein, blieb aber noch unter der Thüre ste„hen, und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. „Endlich ward ich hineingelassen, und Kotzebue trat „aus der Thüre links herein; ich sah ihn bei der halbof„fenen Thüre hereintreten, und sah ihn gehn, als die „Thüre ganz aufgemacht ward. Ich kam etwa 6 Schritte „vorwärts in das Zimmer, und grüßte Kotzebue, der „etwas näher zur Thüre trat, dann wendete ich mich „gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum. Das „schrecklichste war mir, daß ich mich verstellen mußte; „ich sagte ihm, daß ich ihn auf meiner Durchreise besuchen „wolle, und nach einigem Hin- und Herreden sprach ich „— „ich rühme mich" — was wohl von Kotze„bue anders gedeutet haben mag — dann zog ich den

Dolch

„Dolch und fuhr fort „Ihrer gar nicht, hier Du „Verräther des Vaterlandes," und mit dem „lezten Rufe stieß ich ihn nieder."

„Heinrichs aus Mietau nannte ich mich (V. I. Fr. „144.), weil ich nicht glaubte, daß Kotzebue mich vor„lassen würde, wenn ich mich für einen gebornen Teut„schen ausgäbe, eher könnte dieses unter dem Namen „eines Kurländers geschehen, und wirklich fragte mich „auch Kotzebue: „Sie sind aus Mietau?"

„Wie viele Stöße ich ihm gegeben, kann ich nicht „mehr sagen (V. I. Fr. 72.), eben so wenig, welcher „Stoß der erste war; es war geschwind geschehen. Ich „zog den Dolch aus dem linken Rockärmel, wo ich ihn „in einer Scheide verwahrt hatte, und versezte ihm ei„nige Stiche in die linke Seite. Kotzebue hat während „des Angriffes gar nicht gesprochen, sondern nur ein „bloßes Gewimmer hervorgebracht, auch da, als er „schon gesehen, daß ich mit aufgehobenem Arme auf ihn „los kam. Er hielt nur die Hände vor, und fiel gleich „am Eingange des Zimmers linker Hand zusammen, etwa „drei Schritte von demselben. (V. I. Fr. 131. 132.) „Daß ich ihn im Gesichte verwundet haben sollte, weiß „ich nicht, wahrscheinlich mag es geschehen seyn, weil „er die Hände und Arme vorhielt und damit herumfuhr. „Ich hielt den Dolch so, daß die Schärfe oberhalb des „Daumens und der Faust gewesen, ich habe gerade aus„gestoßen, weder von unten noch von oben."

„Kotzebue fiel zum Sitzen zusammen; (ib. Fr. „134. 135. 136.) dann sah ich ihm noch einmal in „die Augen, um zu sehen, wie es mit ihm „stehe; ich wollte wissen, was mein Angriff für Fol„gen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in „das Gesicht sehen. Ich glaube er hat noch mit den Au„genwimpern immer gezwinkert, so, daß man bald das „Weiße der Augen, bald nichts sah. Daraus schloß „ich, er sey noch nicht todt, wollte aber doch weiter nichts „dazu thun, weil ich glaubte, genug gethan zu haben.“

Diese Aussage des Verbrechers steht allein für sich da, sie kann weder durch die Aussagen der Hausgenossen widerlegt noch bestätiget werden (V. II. Fasc. 2. S. 80.); denn sie alle kamen erst nach vollbrachter That hinzu; nur die Säugamme des jüngsten Kindes, welche sich in dem anstoßenden Zimmer, dicht an der Kommunikations-Thüre befand, will recht gut gehört haben, daß ihr Herr mit dem Fremden mehrere Höflichkeits-Worte gewechselt, wovon sie aber nur abgebrochen: „Herr von Kotzebue, Ja und Nein“ verstanden habe.

Als Sand seine That vollbracht glaubte, will er sich gegen die Fenster gewendet haben, und auf seinen alten Standpunkt zurückgekehrt seyn. Aber gerade diese Wendung sollte auf sein weiteres Schicksal einen entscheidenden Einfluß haben!

Es ist schon früher vorgekommen, daß Sand während der That seinen kleinen Dolch fallen ließ, und

daß es sein Plan war, sich nach der That zu wehren, oder wo möglich zu entfliehen, aber nicht sich selbst zu tödten.

Ein einziger Moment, der Anblick eines kleinen Kindes riß ihn, der, wie man aus seiner vorigen Erzählung beurtheilen kann, den Mord gewiß nicht ohne Kaltblütigkeit vollbrachte, zu einem Schritte hin, der ursprünglich ganz außer seinem System lag.

Er soll diese rasche That mit eigenen Worten beschreiben:

„Beim Herumdrehen, nachdem Kotzebue zusammen„gefallen, bemerkte ich ein kleines Kind, welches wäh„rend der That zur Thüre links vom Eingange herein„sprang. Sein Schreien hat mich in der Stimmung „von so vermischten Gefühlen dazu bewogen (V. I. Fr. „115 — 117.), ihm gleichsam zum Ersatze, mir „einen Stoß mit dem kleinen Schwerdte zu geben. Der „Stoß gieng auf die linke Brust, er drang einige Zoll „tief ein, ich zog den Stahl wieder heraus; die Wür„kung war augenblicklicher Blutverlust, beim Hinausge„hen und Herabsteigen der Treppe spürte ich den Schmerz „und den Blut-Erguß empfindlicher."

Durch die Aussage der Säugamme (V. II. Fr. 68.) klärte sich diese Angabe des Inquisiten dahin auf, daß es ein vierjähriger Sohn des von Kotzebue Alexander war, welcher, seinem Vater nachfolgend, in der offenen Thüre des Kindszimmers stand, von wo er auf

das entstandene Geschrei durch dieses Zimmer in den Saal zurücklief. Am andern Tage soll dieser kleine Alexander der Amme erzählt haben: (V. II. Fr. 71.) Der fremde Mann habe ein Messer herausgezogen, und er habe geglaubt, er wolle mit seinem Vater Krieg spielen.

Das Angstgeschrei des Gemißhandelten unter den Händen seines Mörders rief in wenigen Augenblicken die Familie und die Hausgenossen herbei; aber natürlich mußte der gräßliche Anblick so heftig auf sie würken, daß kaum eine deutliche Erinnerung der ersten Augenblicke, welche der Entdeckung folgten, bei ihnen zurückblieb.

Einer der Bedienten (V. I. Fasc. 2. S. 17.) — der andere war gerade ausgegangen (V. I. S. 237.) — und die Tochter Emmi waren die ersten, welche herbeistürzten. Ersterer will, als er den Fremden eingelassen, kaum die Thüre zugemacht haben, und als er eben die Treppe hinuntergehen wollen, seinen Herrn um Hülfe haben rufen hören. Darauf sey er gleich zurückgesprungen, habe Kotzebue linker Hand vom Eingange blutend am Boden liegen gesehn, ohne daß er noch einen Laut von sich gegeben habe. Der Fremde hätte rechts an der Thüre einen guten Schritt von seinem Herrn entfernt auf dem Boden gelegen, ganz ausgestreckt auf der linken Seite, weiter in das Zimmer hinein als sein Herr, er habe zwischen beiden ge-

standen, als er lezteren Hülfe geleistet. Zugleich mit ihm sey auch Fräulein Emmi eingetreten. Als er Kotzebue in die Höhe gehoben, habe er noch so viel Kraft gehabt, um sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen, habe aber nur unartikulirte Töne von sich gegeben. Darauf habe der Fremde sich vom Boden aufgerafft, und sey ihm mit dem Dolche gegen die angränzende Stube nachgefolgt, unter Worten, die er nicht verstanden habe. Im Aufstehen habe der Unbekannte einen Dolch aus der Brust herausgezogen und sey mit starken Schritten auf die Thüre zugegangen. Als er aber noch ungefähr vier Schritte davon gewesen, so habe er sie zugemacht und zugehalten. Er habe gehört, daß der Fremde gleich darauf an der Thüre gewesen sey, denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas außen daran rappele.

Sein Herr sey in dem Zimmer, wohin er ihn geführt, etwa vier Schritte einwärts niedergesunken, wo ihn die Tochter knieend gehalten habe.

Die Tochter Emmi behauptet, sie habe wenige Minuten nachher, als der Fremde eingetreten gewesen, den Lärm im Saale gehört. Sie habe anfangs geglaubt, es seyen die Kinder, als sie aber in die Kinderstube gekommen, habe sie schon ein Mädchen rufen hören: „Ach Gott, der Herr ist erstochen!“ Als sie in die Wohnstube gekommen, habe sie einen fremden Menschen gegen die linke Seite der auf den Gang führen-

den Thüre gesehen (V. I. Anl. 2. S. 42.), ihr Vater sey rechts von der Thüre gestanden (V. I. Prot. S. 144.), indem der Bediente ihn unterstüzt gehabt, und habe das Gesicht mit beiden Händen gedeckt, ohne zu sprechen. Sie habe ihren Vater in die Arme fassend, ihn in das Nebenzimmer geleitet, und er sey noch stark genug gewesen, ihr dahin zu folgen; dort aber wäre er zusammengestürzt, und nach wenigen Minuten in ihrem Schooße verschieden. Sie selbst sey bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht. Sie habe wahrgenommen, daß der Unbekannte auf der linken Seite gelegen, und die rechte Hand auf die linke Brust gehalten habe. Der Bediente habe, nachdem ihr Vater in das Nebenzimmer getragen worden, die Kommunikations-Thüre hinter sich zugemacht, und von innen zugehalten, sagend, der Unbekannte habe sich vom Boden aufgerafft und wolle ihnen folgen.

Allein der Inquisit stellte durchaus in Abrede (V. I. Fr. 114. 125. 127. 143.) sowohl auf dem Boden gelegen zu haben, als auch mit dem Dolche gegen das Zimmer, in welches man Kotzebue gebracht, gefolgt zu seyn.

Er will immer aufrecht gestanden seyn; als er sich herumgedrehet, habe er den ganzen Rock aufgerissen, das kleine Schwerdt herausgezogen, es einigemal geschwungen und sich den Stoß gegeben, meine aber immer auf der nämlichen Stelle stehen geblieben zu seyn,

nur mit einiger Bewegung des Körpers. Er erinnere sich wohl derjenigen Bewegung, vermöge welcher er Kotzebue habe in die Augen sehen wollen, aber durchaus nichts davon, daß er auf der Erde gelegen habe. Uebrigens könne er die rechte Hand nicht auf die linke Brust gedrückt haben, weil er das kleine Schwerdt darin gehalten habe. Mit den Personen, die in das Zimmer getreten, habe er einige Worte gesprochen, deren er sich jedoch nicht mehr erinnere; wahrscheinlich sey es etwas über die That gewesen, daß sie nicht aus gemeiner Feindseligkeit, sondern um der Idee willen geschehen sey, was er zum Troste für die Umstehenden habe sagen wollen. Wohin aber Kotzebue gebracht worden, das wisse er überall nicht.

Diese Widersprüche sind ziemlich auffallend; entweder haben der Bediente und das Fräulein sich in der Bestürzung geirrt, oder der Verbrecher hat vielleicht sich gescheuet, seine That dadurch greller hingestellt zu sehen, daß er seinen getödteten Feind noch beim Wegführen verfolgt habe, um ihm vollends den Rest, wenn er ja noch leben sollte, zu geben. Doch ist nicht wohl abzusehen, warum Sand, der eingestehet dem Ermordeten kaltblütig in die Augen geschaut zu haben, um zu sehen, ob noch ein Lebensfunke in ihm wäre, sich gescheut haben sollte zu bekennen, daß er ihn mit dem Dolche nachgestürzt sey.

Als Kotzebue in das Nebenzimmer getragen

war, verlor sich, wie Sand sagt, nach und nach das Geschrei und der dumpfe Lärmen, das ganze Zimmer nebst den drei offen stehenden Thüren ward leer, und er hatte Zeit durch die Hauptthüre hinaus, die Treppe hinunter zu gehen.

In diesem Augenblicke fügte sich auch alles so, daß, hätte Sand sich nicht schon den ersten Stich beigebracht gehabt, der ihn vielleicht an der Flucht hindern konnte, diese allerdings sehr möglich war. Denn des Ermordeten Gattin und seine zweite Tochter wurden durch die Anwesenden von der Schreckensscene zurückgehalten, und dasjenige Hausgesinde, welches auf den Lärm herbeieilte, beschäftigte sich mit seinem Herrn ohne auf den Mörder zu achten.

Würklich kam auch der Inquisit ohne Aufenthalt die Treppe hinab. (Aussagen der Köchin und der Stubenmagd V. I. Fasc. 2. S. 66. 72.) Denn es begegneten ihm zwar bei seinem Austritte aus dem Zimmer die Köchin und eine Stubenmagd, welche aber, da er mit vorgehaltenem Dolche — oder, wie er sich ausdrückt, das kleine Schwerdt in Fechterlage haltend — einherschritt, nicht wagten, ihn aufzuhalten. Diesen soll er — welches Sand jedoch sich nicht erinnern will — zugerufen haben: „Wer kann mir etwas thun?“ worauf die Köchin geantwortet haben will: „Wir nicht.“ Sie folgte jedoch dem Unbekannten die Treppe hinab und rief um Hülfe.

Als nun Sand ungehindert bis an die Hausthüre gekommen war, fand er dort schon mehrere Personen, welche auf das Geschrei zusammengelaufen waren. Er mußte dann wohl den glücklichen Erfolg einer Flucht bezweifeln, und suchte nun vorerst seinen sogenannten Todesstoß an den Mann zu bringen. Seine eigentliche Absicht nämlich, ihn mit dem kleinen Dolche irgendwo anzuheften, ward dadurch vereitelt, daß er denselben während der That fallen ließ, wahrscheinlich als er bei der Wunde, die er Kotzebue in das Gesicht versezte, im knöchernen Theile des Oberkiefers stecken blieb, und Sand ihn gewaltsam herausziehen musste. (V. I. Fasc. 2. S. 80.) Diesen Dolch fand die Säugamme linker Hand von der Stubenthüre in dem Wohnzimmer; in der Angst lief sie damit die Treppe hinunter und wieder hinauf, bis zu dem Zimmer, wo Kotzebue lag, wo einer der Anwesenden ihr denselben abnahm. (Daselbst S. 92.) Später fand sich dieser Dolch auf einer Fensterbrüstung im untern Stocke, wo ihn einer der herbeigekommenen Nachbarn zu sich nahm, und dem Offizier, der mit der Wache gekommen, will eingehändigt haben. Er ward nachher zu den Akten gebracht, und vom Inquisiten für denjenigen anerkannt, womit Kotzebue ermordet worden.

In Ermangelung eines Instruments (V. I. Fr. 151.) um die Schrift anzuheften (V. I. Fasc. 2. S. 36.), zog nun Sand sie aus der Brusttasche seines offenen Ro-

ckes, entfaltete sie, und übergab sie dem Bedienten, der gerade aus der Thüre eilte, um die Wache zu holen, mit den Worten: „Da nimm das.“ Ohne den Inhalt zu lesen, wovon er ohnedem nicht viel zu verstehen behauptete, nahm dieser das Papier mit auf die Wache, nachmals aber wieder mit zurück, und übergab es einem Offizier. Inzwischen hatten einige der Frauenzimmer, welche bei der Frau von Kotzebue zum Besuche waren, aus den Fenstern um Hülfe, und „man möge den Mörder festhalten“ gerufen. (V. I. [26.] V. II. [184.] Darauf soll der auf der Straße stehende Fremde zu ihnen hinaufgesehen, und gerufen haben: „ja ich habe es gethan, so müssen alle Verräther sterben.“ Inquisit will sich aber gar nicht erinnern, den Frauenzimmern im Kotzebueschen Hause etwas zugerufen zu haben; hinaufgesehen habe er (V. I. Fr. 162. 163.), er meine aber, daß alle Läden zugewesen seyen.

Nun rief Sand (Vol. I. Fr. 157.) dem zusammengelaufenen Volke einige Worte mit lauter Stimme zu. Er selbst giebt sie so an: „Hoch lebe mein teutsches Vaterland und im teutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben.“

Zwei der von Kotzebueschen Dienstmägde behaupten (V. I. Fasc. 2. S. 66. 77.) die Worte von Sand gehört zu haben: „Gottlob es ist vollbracht, wer will mir etwas darauf thun — indem er auf die Schrift gewiesen — es lebe mein teutsches Vaterland, ich streite

für mein Vaterland." Die Köchin wollte noch den weitern Zusatz gehört haben: „und die ganze Universität" — welches vom Publikum willig aufgenommen, zu Schlüssen und Stadtgesprächen mancher Art Veranlassung gab. Allein bei der eidlichen Genehmigung ihrer Aussage versicherte sie, das was von der Universität gesagt worden, nicht recht verstanden zu haben, weil es zitternd gesprochen sey. Sie glaube zwar das Wort „Universität" gehört zu haben, wisse aber nicht, in welchem Zusammenhange es gesagt seyn möge.

Nachdem Sand dieses gerufen, knieete er nieder, sagte halb laut die Worte: „ich danke dir Gott für diesen Sieg," betete, sezte mit beiden Händen das kleine Schwerdt an seine linke Brust und stieß es langsam in gerader Richtung hinein, bis es fest saß. Dann ließ er die Hände los, und fiel vorwärts zusammen auf die rechte Seite.

So beschreibt er den Vorgang zur 151sten Frage (Vol. I. Anl. 2. S. 86. 92. 96.), und daß er wirklich sich auf ein Knie niederlassend vor dem Stoße die Worte gerufen: „ich danke dir Gott" bezeugen diejenigen Nachbarn, welche hinzukamen, ehe noch Sand sich den zweiten Stoß gegeben hatte. Daß einige unter diesen angaben, er habe sich den Dolch in die rechte Seite gestoßen, ist offenbar ein Irrthum, vielleicht durch die erste Bestürzung veranlaßt.

Die herbeieilenden Leute fanden den Mörder in seinem Blute liegend, den Dolch in seiner Brust in die Höhe stehend. (V. II. [184.] daselbst [193.]) Ein gegenüber wohnender Schustergeselle zog ihn heraus, und warf ihn auf die Straße. Eine hinzugelaufene Hebamme riß ihm die Weste auf, rief nach Essig, der aus dem Kotzebueschen Hause gereicht ward, und wusch seine Wunde, worauf das starke Bluten nachließ; und als auch das Gesicht mit Essig gewaschen ward, drehete Sand den Kopf um, seufzte, und gab einige weitere Lebenszeichen von sich. Unterdessen war Wache und Polizey herbeigeeilt; und der Mörder ward unter gehöriger Bedeckung auf einer Tragbahre in das allgemeine Krankenhaus gebracht.

Kotzebue starb, wie oben gesagt ist, in den Armen seiner Tochter; man legte den Leichnam im Nebenzimmer rechter Hand auf ein Bett, wo ihn die sogleich herbeigeeilten Aerzte (Legal-Inspektion V. I. Fasc. 2. S. 23 — 35.) schon ohne Pulsschlag und Athem antrafen; das nachher hinzugekommene Stadt-Physikat fand ihn ganz erkaltet am Kopfe und an den Extremitäten, nur in der Brust und im Unterleibe war noch etwas thierische Wärme zu spüren. Der Leichnam lag rückwärts ausgestreckt, der Kopf nach der linken Seite hängend, die Arme halb gebeugt, die Augen gebrochen, und die Augenlieder halb geschlossen. Die Lippen waren blaß, der Mund geöffnet, auf der Zunge, am hintern Theile des

Gaumen, um den Mund und am Halse fand sich getrocknetes Blut, auch die Brust und alle Kleidungsstücke waren mit Blut überzogen. Die Kleidung des Entseelten, welche aus einem grauen Frack, einer Piqué-Weste, zwei Hemden übereinander und einer weißen wollenen Jacke, unmittelbar auf dem Leibe, bestand, war mit zwei Stichen durchbohrt. Der eine Einschnitt befand sich am linken Brusttheil des Rockes $3\frac{1}{2}$ Zoll vom Aermel und 8 Zoll vom dritten Knopfloche, schief von oben nach unten, und von innen nach außen laufend, einen Zoll in der Länge; er war durch das Tuch, das Unterfutter und die innere Seitentasche durchgedrungen.

Auch das Gesicht des Ermordeten war auf der linken Seite, einen halben Zoll vom Nasenwinkel entfernt, durch eine nach dem linken Mundwinkel herablaufende Schnittwunde entstellt. Sie hatte einen Zoll in der Länge, die weichen Theile durchschnitten, und war bis in das Ober-Kinn eingedrungen. Zusammenlaufend mit dieser Wunde, aber quer nach außen gehend, bemerkte man eine klaffende 10 Linien lange Schnittwunde, welche die erste gleichsam in zwei Theile theilte; diese hatte aber nur die Haut halb durchschnitten.

Die beiden Hauptwunden beschreiben die obducirenden Wundärzte folgendermaßen: (Legal-Section V. I. Fasc. 2. S. 51. folg.)

Die erste hatte in der Gegend der vierten Rippe die Oberhaut und das darunter liegende Fett einen Zoll

lang durchschnitten. Diese vierte Rippe war losgetrennt, und Dreiviertel derselben in der Richtung von oben nach unten waren scharf durchschnitten, das schneidende Instrument war aber auf dem knöchernen Theile der Rippe nach oben abgeleitet worden. Die Länge dieser Wunde betrug einen, ihre Weite $\frac{1}{4}$ Zoll; der zweite Lappen der rechten Lunge war durch einen 1 Zoll tiefe und 4 Linien weite Schnittwunde verlezt.

Die zweite Brustwunde hatte die Haut und das darunter liegende Fett in schiefer Richtung einen Zoll lang und $\frac{1}{4}$ Zoll breit durchschnitten. Sie war durch die lezte Flechse des linken großen Brust-Muskels, da wo er sich mit der fünften Rippe verbindet, gedrungen. Der Musculus seratus magnus war in der Gegend, wo er sich mit der vierten Rippe verbindet, einen Zoll lang durchschnitten, und eben so unter diesem Muskel die vierte Rippe, vier Zoll von ihrer Verbindung mit der Brusthöhle in schiefer Richtung von innen nach der Achselhöhle zugehend, durch eine scharfe Wunde $1\frac{1}{2}$ Zoll lang auseinandergetrennt. Der obere linke Lungen-Lappen fand sich zwei Zoll weit, in schiefer Richtung nach der Rückenseite zu ziehend, durchschnitten. Diese Lungenwunde trat an der innern und untern Seite der Lunge wieder heraus, und bei ihren Austritte betrug ihre Länge noch $\frac{3}{4}$ Zoll. Der Herzbeutel, in der Gegend wo sich die größeren Blutgefäße inseriren, war $\frac{1}{4}$ Zoll weit eingeschnitten, und der ganze Herzbeutel mit geronnenem

Blute angefüllt. Dieser Wunde gegenüber fand sich die Arteria pulmonalis ¾ Zoll lang durchschnitten und von Blut entleert, auch das Herz war blutleer.

Ueber die Lethalität (V. II. [224.]) dieser Wunden äußerte sich das erhobene medizinisch-chirurgische Gutachten etwa so im Auszuge:

„Kotzebue hat drei Wunden erhalten. Die in „die Mitte der Brust eingegangene verlezte die rechte „Lunge nur oberflächlich, auch die im Gesichte keine „zum Leben nothwendigen Theile; nur die untere Wun„de in der linken Brusthöhle, wodurch ein zum Leben „absolut nothwendiges Gefäß nebst der Lunge verlezt „worden, muß für absolut lethal erklärt werden. Der „gemeinschaftliche Stamm der Lungenarterien war durch„schnitten, und durch die größtmöglichste Blutentlee„rung mußte der Tod erfolgen."

„Aus dem Umstande, daß bei Verwundung der „linken Brust, der Dolch, nachdem er Rock, Weste, „zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrun„gen hatte, selbst die knöchernen Theile der Rippe „scharf durchschnitt, und mehrere Zoll in die Brust„höhle eingieng, ist wahrzunehmen, daß der Stoß mit „großer Gewalt geführt ward."

„Welche der Wunden zuerst versezt ward, ist nicht „gewiß zu bestimmen, wahrscheinlich die absolut-tödt„liche, weil die andere nicht bedeutend genug war, um „Kotzebue von Gegenwehre oder Hülferufen abzuhal-

„ten. Wahrscheinlich hat er im Augenblicke der Ver„wundung die Arme in die Höhe gehalten, weil die linke „Brustwunde in der Nähe unter der Achselhöhle ange„bracht ist. Von einer Gegenwehr findet sich keine An„zeige. Die doppelte Richtung der Wunde im Gesichte „kann daher rühren, daß der Dolch in dem knöchernen „Theile des Oberkiefers fest stecken blieb, und gewalt„sam herausgezogen ward, oder daß der Verwundete „nach Erhaltung des Stoßes seine Lage änderte und der „Dolch dadurch beim Herausziehen eine andere Richtung „bekam."

„Die kränkliche Beschaffenheit der Lunge und der „Gallenblase (erstere war angewachsen und in letzterer „fand sich ein Gallenstein) steht in keiner Verbindung „mit dem Tode; jedoch ist daraus zu entnehmen, daß „Kotzebue nur noch wenige Jahre zu leben hatte."

Die officiellen Papiere (V. II. [134.]) des Ermordeten wurden von dem K. Russischen Geschäftsträger in Carlsruhe, im Beiseyn eines Commissarii des Kreis-Directoriums, hingenommen; die übrigen Scripturen aber, mit Ausnahme einiger wenigen, die auf die That einigen entfernten Bezug zu haben schienen, und der Commission zugestellt sind, der Familie ausgehändigt.

## V.

### Gefangenschaft des Inquisiten, sein Betragen während derselben, sein Krankenlager als Folge der Selbstverwundung. Gang der Kriminal-Untersuchung bis zu ihrer Beendigung.

**Wunden die der Inquisit sich selbst beibrachte. Sein erstes Verhör durch Zeichen am Abend des 23. März. Heilung der beyden Stichwunden. Extravasat in der Brusthöhle und dadurch veranlasste Operation. Folgen derselben. Physischer und Seelenzustand des Verbrechers während seines weitern Krankenlagers. Fortsetzung der Untersuchung durch eine eigne Kommission. Schlußverhör. Neue Anzeigen, die es nothwendig machten, die Untersuchung wieder anzufangen. Verschiedene Umstände, welche den Gang der Untersuchung von mehrern Seiten in die Länge zogen. System des Inquisiten, um seine unwahren Aussagen vor dem Richter zu rechtfertigen. Beendigung der Untersuchung.**

Der verwundete Sand ward, dem Anscheine nach sterbend, unter einem großen Zulaufe des Volks in das allgemeine Hospital gebracht. Seine altteutsche Klei-

dung triefte von Blut, und als man sie aufschnitt, zeigten sich zwei querlaufende Schnittwunden, welche in die Brusthöhle eingedrungen waren; die eine auf der linken Seite der Brust zwischen der 3ten und 4ten Rippe, ungefähr dreiviertel Zoll breit, die andere in der nämlichen Gegend zwischen der 5ten und 6ten Rippe. (Prot. V. I. S. 9. folg.) In diesem Zustande lag der Verwundete am Abend des 23sten März um 6 Uhr auf dem Rücken ausgestreckt, todtenblaß im Gesichte, die Lippen blau, Hände und Füße kalt und steif, wenig Athem, der Puls kaum fühlbar; nur waren einige Bewegungen mit den Augen und den Lippen sichtbar.

Nachdem ihm etwas warmer Wein beigebracht war, (daselbst S. 31. folg.) kehrte der Athem, der Puls und einige Wärme in die Extremitäten zurück. So nahmen seine Kräfte allmählich zu, und sein Bewußtseyn fand sich bis zu dem Grade wieder ein, daß ihm schon um halb 8 Uhr mehrere Fragen vorgelegt werden konnten, welche er, in Gegenwart von zwei Urkundspersonen, durch bejahende oder verneinende Zeichen beantwortete.

So klar war aber schon damals die Erinnerung an seine That in ihm erwacht, daß die Frage: Ob er Kotzebue ermordet habe? ihn zu neuem Leben gleichsam elektrisirte. Denn alsbald richtete er den Kopf in die Höhe, seine Augen vergrößerten sich, und er nickte kräftig und schnell mit dem Kopfe. Sogleich verlangte

er auch Papier, und schrieb die Worte wieder, welche oben Absch. II. S. 20 vorgekommen sind.

Der untersuchende Richter sezte (V. I. [31.]) nun das Verhör in angemessenen Zwischenräumen fort, in der Art, daß Inquisit die Fragen pantomimisch beantwortete.

In der darauf folgenden Nacht scheint Inquisit viel Schmerzen gelitten zu haben, er ahmte mit der Hand das Streichen eines Violinbogens nach, verlangte Papier, und schrieb darauf: ob der Aufseher nicht Violin oder Guitarre spielen könne: vielleicht Reminiscenzen an seinen neuesten Aufenthalt in Darmstadt, wo er bey seinen Freunden musikalische Unterhaltung fand.

Darauf ließ er sich aus Kohlrausch teutscher Geschichte die Schlacht von Sempach vorlesen, und am folgenden Tage Morgens hatte er seine Sprache schon vollkommen wieder erhalten, so daß er umständliche mündliche Antwort auf alle diejenigen Fragen, die er am vorigen Tage durch Zeichen beantwortet hatte, geben konnte.

Indessen befand sich Sand die ersten Tage nach dem verübten Morde in einem sehr aufgereizten Zustande, seine Gesichtszüge wechselten häufig, bald war sein Auge düster und wild rollend, bald sanft und in Thränen schwimmend, sogar soll, nach ärztlicher Bemerkung, diese Gemüthsbewegung sich an seinem physischen Zustande in mehreren Zeichen geäußert haben. Natürlich kam ein

bedeutendes Wundfieber hinzu, welches sich am dritten Tage in hohem Grade entwickelte, allein schon am siebenten Tage größtentheils gehoben war, wo auch die beiden vom Inquisiten sich beigebrachten Wunden anfingen zu heilen, und nach etwa 14 Tagen vollkommen vernarbt waren.

Es würde also Sand wahrscheinlich sehr bald wieder hergestellt gewesen seyn, wenn sich nicht ein Extravasat in der linken Brusthöhle gezeigt hätte, welches eine Operation, als das einzige vielleicht mögliche Mittel zu Heilung des Inquisiten nach einstimmiger Meinung der Aerzte und Wundärzte, nothwendig gemacht hätte.

Diese Operation ward (V. II. [33.]) nachdem das medicinische Gutachten (V. II. S. 52.) sie nicht für augenblicklich lebensgefährlich erklärte, und da Sand seine Bereitwilligkeit sich ihr zu unterwerfen sowohl den Aerzten als dem Untersuchungs-Richter erklärt hatte, am 8ten April vorgenommen.

Dem Inquisiten wurden durch den Professor C. von Heidelberg in der linken Seite der Brust unterhalb der beiden Wunden, zwischen der 6ten und 7ten Rippe, die Hautmuskeln 1½ Zoll lang quer durchschnitten, und durch das Rippenfell eine Oeffnung in die Brusthöhle selbst gemacht, wodurch anderthalb Pfund halbgeronnenes Blut aus derselben entleert wurde.

Diese Wunde war noch nach Verlauf von mehrern

Monaten offen, und es ergoß sich täglich daraus eine bedeutende Menge Eiters, der von dem verlezten Lungen-Organe herrührte. Sowohl der tägliche zweimalige Verband, als auch die beständige Lage des Inquisiten auf dem Rücken, welcher bis zu diesem Augenblick das Bett gar nicht oder doch nur auf wenige Augenblicke, verlassen konnte, verursachten ihm oft die heftigsten Schmerzen.

Indessen ertrug er sie ruhig und meistentheils gelassen; selbst die schmerzhafte Operation hielt er mit ziemlicher Fassung aus, und entschuldigte sich nachher bei dem Operateur wegen einiger Ausbrüche des Schmerzens, die ihm während derselben entfahren waren; zugleich aber bat er seine Aerzte, es bekannt zu machen, daß er sich dieser Operation freiwillig unterworfen, und sie mit Muth überstanden habe.

Sein Betragen während seiner ganzen Gefangenschaft war lobenswerth; ohne Foderungen zu machen, nahm er dankbar an, was ihm zur Linderung seiner Leiden gereicht werden konnte; gegen seine Untersuchungs-Richter bewies er sich meistentheils folgsam und bescheiden; das Leztere so sehr, daß er mehrmals sein Bedauern über die vielen Kosten, welche er verursache, und über die Zeit, welche seine Untersuchung dem Richter raube, äußerte; — welches aber doch nicht hinderte, daß er durch mannichfaltige Unwahrheiten diese Untersuchung recht geflissentlich in die Länge zu spielen suchte.

Dem äußern Anscheine nach war des Inquisiten

Seelenstimmung still und ruhig, und er schien mit Resignation sein Schicksal zu erwarten. Nur vorzüglich zweimal sah man ihn in heftige Thränen ausbrechen, einmal, als er aus dem Hospitale in das Zuchthaus gebracht ward, und das anderemal, als man ihm einen Brief seiner Eltern, worin diese ihm ihren Segen ertheilten, vorlas; doch suchte er diese Thränen als Zeichen von Schwäche möglichst zu verbergen.

Sein leidender Zustand, und die auf seine Erhaltung zu wendende Sorgfalt, befreite ihn von den Ketten, und von dem härtern Criminalgefängnisse, welche einem geständigen Verbrecher so schwerer Art gehört hätten. [16]) Nur einmal, bald nach seiner Arretirung, wurden ihm leichte Handfesseln angelegt, weil zu fürchten war, daß er seine Wunden wieder aufreißen würde, nachher aber, und selbst bei der Operation ward er damit verschont, da er feierlich gelobte, nicht weiter Hand an sich legen zu wollen.

Dieser Entschluß war auch um so mehr des Inquisiten Ernst, als sich bei ihm, so wie die größte Gefahr

---

16) Sand ward nämlich am 5ten April Abends 9 Uhr aus dem Hospital in das Zuchthaus gebracht, weil in erstem seine Aufbewahrung zu lästig ward, und die Aerzte selbst ein geräumiges Lokal verlangten, um die Operation vornehmen zu können. Er bewohnt dort ein sehr bequemes Zimmer, abgesondert von allen übrigen Sträflingen.

vorüber war, die Lust, sein Leben zu fristen, auf entschiedene Weise wieder einfand. Denn äußerst pünktlich beachtete er die Stunden, wo er Arzney nehmen musste; und selbst während der Verhöre vergaß er diese Zeit nie. Seinen Arzt machte er auf das Genaueste mit seinen Gesundsheitsumständen, ja sogar mit organischen Gesundheitsfehlern seiner Familie bekannt, erkundigte sich eben so sorgfältig nach den Speisen, die seiner Lage angemessen wären u. s. w.

Die Untersuchung wurde nun vom 23sten März an so weit ununterbrochen fortgesezt, als es der Gesundheits-Zustand des Inquisiten erlaubte. Es war nothwendig, demselben die Erlaubniß zu ertheilen, seine Antworten zum Protokoll zu dictiren, damit diese buchstäblich niedergeschrieben, und von dem Geisteszustande des Inquisiten das nöthige Zeugniß abgeben möchten. Mit hellem Verstande konnte er schon am 24sten März, dem Tage nach dem Morde, lange Antworten dictiren, er gefiel sich darin, und obgleich die Untersuchung dadurch nicht wenig aufgehalten ward, so behielt man doch diesen Gang bis zum 12ten April bei, wo Inquisit selbst erklärte (V. II. Fr. 137), er sey nicht mehr im Stande, zum Protokolle zu dictiren.

Die Untersuchung wegen des Mordes selbst rückte sehr schnell vorwärts, da Inquisit sogleich das Verbrechen bekannt hatte, und der Thatbestand von allen Seiten vollkommen hergestellt war, auch sich im An-

fange der Untersuchung keine Spuren einer Complicität zeigten. Erst etwas später, als sich zu Jena die Schreiben an die Burschenschaft und seine Freunde teutschen Sinnes unter Sand's Papieren vorgefunden hatten, ward die Untersuchung verwickelter, und zu deren fernerer Leitung sezte man höchsten Orts eine eigene Kommission nieder (Prot. V. II. S. 1.), welche am 3ten April ihr Geschäft anfing.

Diese fuhr nun fort, die Sache weiter zu untersuchen, zu welchem Ende sie sich mit den nachmals zu Weimar, Darmstadt und Gießen ernannten Kommissionen, auch später mit dem Berliner Polizey-Ministerium in Verbindung sezte, so weit nämlich die dortigen Untersuchungen auf Sand's That Einfluß haben konnten. Am 8ten Mai und an folgenden Tagen nahm man das Schlußverhör mit dem Inquisiten vor, da die Untersuchung, bis auf wenige auswärtige Verificationen noch, vollständig war, und des Inquisiten Gesundheits-Umstände sehr bedenklich wurden.

Allein nach beendigtem Schlußverhöre kamen von mehrern Seiten neue Anzeigen ein, worüber Sand's Vernehmung erfordert ward; auch wurden mehrere Widersprüche, statt sich zu lösen, nur noch verwickelter, so daß die Untersuchung über diese Gegenstände zum Theil fortgeführt, zum Theil neu eröffnet werden musste.

Erst am 3ten Sept. konnte das Schlußverhör ergänzt werden, worauf die Untersuchungs-Akten von der

Kommission abgeliefert wurden. Doch hat dieselbe in Hinsicht auf einzelne Requisitionen, und einige rückständige Verificationen ihr Geschäft noch beibehalten.

Manche Umstände erschwerten aber den Gang der Untersuchung, und hielten ihre Beendigung länger auf, als es unter andern Verhältnissen erforderlich gewesen seyn würde. Verschiedene Hindernisse, von Verhältnissen mit auswärtigen Behörden herrührend, kommen in diesen Blättern vor, ohne daß es nothwendig wäre, sie besonders herauszuheben. Uebrigens aber war dahin insbesondere die physische Schwäche des Inquisiten zu rechnen; denn nur langsam, in Absätzen, und oft nur mit einzelnen Worten konnte er die Antworten hervorbringen, welche er doch mit großer Weitläuftigkeit zum Protokoll geben wollte, das Verhör selbst aber musste, nach Rath der Aerzte, oft abgekürzt, oft einen oder mehrere Tage ausgesezt werden. Dazu kam die vielfältige und weitläuftige Korrespondenz nach entlegenen Orten, denn ohne von dorther Materialien einzuholen, war es nicht möglich, über gewisse Gegengenstände eine wahre Antwort vom Inquisiten herauszubringen.

Es hatte nämlich derselbe den Grundsatz aufgefaßt, daß er nur schuldig sey, dem Richter in denjenigen Punkten die Wahrheit zu sagen, wo er es selbst für zweckmäßig hielt.

Denn als er eines Tages (V. II. Fr. 101.) seinen

nahen Tod vor Augen zu sehen glaubte, so erklärte er zum Protokoll: „es habe ihm am meisten vor ihm „selbst im Innersten Leid gethan, und sey ihm zur „peinlichen Qual gewesen, daß er theils aus Mangel „der Erkenntniß des bestehenden Gerichtswesens, theils „aus zu großer Rücksicht auf irdisches und weltliches „Wesen, einigemal bei außer seinem Raume liegenden „Fragen, sich habe verleiten lassen, seinen Charakter „zu trüben, anstatt ohne Furcht zu resigniren für die „ewige Wahrheit. Es sey dieses für ihn zur größten „Qual geworden, aber er bereue es auch öffentlich von „ganzem Herzen, um diesen Flecken von seiner Ehre „wo möglich zu tilgen."

Diese Erklärung — wäre sie Ernst gewesen — hätte dem Inquisiten zur Ehre gereicht; allein wozu sollte sie dienen; da er noch nachmals alle erdenklichen Lügen aufbot, ohne für seine Ehre weiter besorgt zu seyn, und ohne den dringendsten Ermahnungen nachgeben zu wollen.

Eben so sonderbar war es, daß Inquisit von dem Richter selbst Rath darüber haben wollte, ob es ihm erlaubt sey, in einigen Fällen die Wahrheit zu verbergen.

Schon in den ersten Tagen seines Verhörs wünschte er nämlich den untersuchenden Richter, ohne Beiseyn des Actuars und seiner Wärter, zu sprechen. Dieses ward ihm zwar nicht gestattet, man führte ihn aber spä-

ter wieder auf die Veranlassung dieser Bitte zurück, wo er dann erklärte: (V. II. Fr. 103.)

„Er habe gemeint, der Richter könne auf einige „Zeit geschieden werden, und habe jenen Untersuchungs-„Beamten um Rath fragen wollen, wie er sich bei seiner „Unerfahrenheit im Gerichtsverfahren benehmen könnte, „namentlich rücksichtlich dessen, ob es vor Gericht ange-„nommen werde, wenn doch vorausgeschickt sey, daß „er mit Niemanden in einer geschlossenen Verbindung „stehe, daß er nach dem innersten Drange seines Ge-„wissens über Andere, über die er keine Macht habe, „etwas auszusagen, solche Fragen damit abwenden „könne."

Es half nun aller gute Rath nichts, da Inquisit es sich einmal zum System gemacht hatte, über die That selbst, soweit sie ihn betraf, die Wahrheit zu sagen, so-bald aber Dritte in das Spiel kamen, sie sorgfältig zu verbergen. Er dehnte aber auch diesen Grundsatz auf unbedeutende Gegenstände aus, die keinem Dritten scha-den konnten, wohl aber dem Richter, um die Acten vollständig zu haben, viel Mühe und Weitläuftigkeit verursachen mussten.

Seine Gefangenschaft, oder, richtiger zu sagen, die Beendigung seiner Untersuchung, hat Inquisit sich also gewiß durch diese hartnäckige und zum Theil ganz zweck-lose Hinterhaltung der Wahrheit selbst verlängert.

Die behauptete Unerfahrenheit im Gerichtsverfah-

ren mag man dem Inquisiten allenfalls glauben, er zeigte sie auch dadurch (Fr. 365.), daß er im Schlußverhör bat: durch die Landes-Zeitung bekannt machen zu lassen, ob nicht jemand seine Vertheidigung übernehmen wolle.

Daß übrigens der Inquisit während seines ganzen Verhörs bei vollkommenen Verstandeskräften war, dafür bürgen nicht nur seine wohlüberdachten Antworten zum Protokoll, sondern die Untersuchungskommission machte es sich auch zur Pflicht, die Verhöre, so lange des Inquisiten Gesundheitszustand bedenklich war, erst nach jedesmal eingelangtem Berichte des Stadtphysikats vorzunehmen, seine Geisteskräfte genau zu beobachten, und sobald im Laufe des Verhörs eine bedeutende Schwäche bei ihm wahrgenommen wurde, mit demselben abzubrechen.

Endlich stehe hier noch die Versicherung zum Troste für Diejenigen, welche mehr menschenfreundlichen Antheil an Sand's Person als an seiner That nehmen mögen, daß seine Behandlung, während der ganzen Untersuchung, so mild und vorsorglich war, als man sie dem leidenden Menschen schuldig zu seyn erachtete, und so wie sie die Commission vor den menschenfreundlichen Gesinnungen ihres erhabenen Landesherrn jeden Tag rechtfertigen kann. Was aber einige öffentliche Blätter von geheimem Criminalverfahren ꝛc. ꝛc. als Tadel bemerkt haben, darum hat sich die Commission um so weniger bekümmert, als sie solche an sich ungegründete Vor-

würfe unmöglich auf sich beziehen konnte; war sie doch angeordert, die Untersuchung nach Vorschrift der bestehenden Gerichtsordnung zu führen, nicht aber ermächtiget, daran etwas abzuändern, — und dann möchte immer die Frage sehr natürlich seyn: wodurch Inquisit es denn verdient habe, daß man seinetwillen eine Ausnahme von dem Gesetze hätte machen sollen?

Noch ist zu diesem Abschnitte nachzutragen, daß der Vater des Inquisiten, in einem Schreiben v. 19ten Juli d. J. um die Erlaubniß für seine Gattin und zweiten Sohn nachsuchte, den Gefangenen unter gerichtlicher Aufsicht besuchen und sprechen zu dürfen. (V. II. [331.])

Es hätte dieses auch keinen Anstand gefunden, wenn Sand selbst diesen Besuch nicht abgelehnt hätte. Allein, als man ihn fragte, ob er eine solche Unterredung wünsche, jedoch unter der Bedingung, daß dabei immer ein Commissions-Mitglied zugegen seyn müsse, und daß das Gespräch nur auf elterliche und kindliche Verhältnisse, keineswegs aber auf das, was seine That betreffe, sich beziehen dürfe; so verlangte er frei und ohne Zeugen mit seinen Verwandten sprechen zu dürfen, sonst wünsche er lieber diesen Besuch nicht, da überdem eine solche Unterredung ihm und seinen Verwandten nur einen herben Kampf verursachen würde. Man erlaubte ihm darauf, seine Gründe in ein Schreiben an seine Aeltern zusammenzufassen, welches im

Originale dem Vater zugeschickt wurde. (Prot. v. 11ten Aug. V. II. S. 602. folg.)

Er sagte in diesem Briefe ganz vernünftig unter Anderm: (V. II. [342.])

„So sehr auch nur ein Blick in Ihre Augen, ge„schweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und „die erhebenden Worte Ihres Herzens mich stärken und „erfreuen könnten, so kennen Sie doch meine Lage „überhaupt, kennen den natürlichen Gang einer jeden „peinlichen Untersuchung zu gut, als daß Sie nicht „wie ich finden sollten, daß die mancherlei möglichen „Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude un„sers Zusammenseyns trüben, wo nicht gar völlig ver„nichten würden, so daß der Schmerz des Abschiedes „zum Ersatze einer langen beschwerlichen Reise, am Ende „heftiger werden möchte, als der, der uns in unsrer kör„perlichen Trennung begleitet ꝛc. ꝛc.“

## VI.

### Character und Geistesstimmung des Verbrechers; seine Ansichten über Religion und Gesetze, über politische und gesellschaftliche Verhältnisse, und über Regierungsformen.

Einleitung. Gemüthsart des Inquisiten in seiner frühern Jugend auf Schulen. Eitelkeit. Anzeigen von Schwärmerei, während seines Aufenthaltes in Erlangen. Zeugnisse von Jena und Frankfurt. Aerztliches Gutachten. Sand's Ansichten a) über Religion und göttliche Gesetze; b) über Gesetze des Staats; c) über politische Verhältnisse und Regierungsformen, Freiheit und Einheit von Teutschland; d) über gesellschaftliche Verhältnisse. Der Satz: Der Zweck heiligt die Mittel, durch Sand entheiligt.

Wenn die vorigen Abschnitte geschichtliche Darstellung enthielten, so konnte der Leser nur aktenmäßige Wahrheit, gehörig geordnet, fordern. Von nun an aber wird die Aufgabe weit schwerer, zugleich mit einer

getreuen Darstellung, auch diejenigen Gesichtspunkte aufzufassen, welche das Publikum auf dem kürzesten Wege zur Würdigung der That selbst führen mögen. Zweierlei fällt dem Herausgeber dabei schwer; einmal manche Kunstausdrücke der letztern Jahre, neu und eigenthümlich gebildet, und ihm nicht so geläufig, um ihnen ohne einige Schwürigkeit folgen zu können; dann aber die vielfachen Seitensprünge des Verbrechers, oft mehr declamatorisch als logisch richtig; oft sein System mehr verwirrend als befestigend.

Der Hauptzweck des Herausgebers wird auch hier seyn, sich auf einen Auszug aus Sand's Aussagen zu beschränken; allein einige Betrachtungen sind vorauszuschicken nothwendig, weil die Frage in manchem öffentlichen Blatte theils berührt, theils entschieden zur Sprache kommt:

„War Sand Schwärmer; und war er es, wel-
„cher Grad von Schwärmerei führte seine Schuld
„herbei?"

Der Ausdruck „Schwärmer" in mancher gutmüthigen Bedeutung des gemeinen Lebens z. B. wenn der Dichter seinen Hypogriphen sattelt, um in die Phantasienwelt hinauszuschwärmen, sey hier bei Seite gesetzt. Man halte sich an den Begriff eines Schwärmers, der in Folge seiner fixen Idee sich von der einfachen menschlichen Vernunft in einen abnormen Zustand verirrt, und dieses durch seine Handlungen zeigt. Wer will,

mag sich als Vorbild des Cervantes berühmten Ritter denken, oder irgend einen Schwärmer anderer Art, deren die Geschichte Legionen aufstellt.

Dürfte man nun ohne weiteres den Satz annehmen: Schwärmerei ist Folge einer fixen Idee, und wollte man weiter schließen; eine fixe Idee kann nicht aus einem durchdachten Systeme entspringen, sondern sie ist isolirtes Geschöpf der Phantasie, so wäre vielleicht der Knoten für den einzelnen Fall nicht so schwer zu lösen. Denn es wäre alsdann, wenn sich bei dem Verbrecher ein durchdachtes System zu seiner That fände, der Schluß richtig: Sand war kein Schwärmer.

Der Herausgeber verwahrt sich jedoch dagegen, diese Theorie unbeschränkt anzunehmen; er meinet nämlich, daß zur Schwärmerei keine zugleich mit ihr bestehende fixe Idee nothwendig sey. Es kann eine solche Idee lange vor Ausbruch der Schwärmerei bestanden, es kann ihr auch wirklich ein durchdachtes System zum Grunde gelegen haben; alles dieses kann aber in Schwärmerei durch falsche Anwendung des Systems ausarten, und so kann der Schwärmer neben dem denkenden Systematiker stufenweise wohl bestehen, nur daß das System der fixen Idee vorausgieng, und sich wie die Ursache zur Folge verhalten mag. Darin also kann man kein sicheres Unterscheidungszeichen der Schwärmerei suchen; charakterisire man sie lieber ganz einfach als einen abwei-



BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

chenden Zustand von der gewöhnlichen menschlichen Vernunft und von unbefangener Ueberzeugung.

Man erklärt dann zwar eigentlich die Sache aus ihren Folgen, und wird leicht hundertlei Schwärmer solcher Art antreffen. Das mag aber darum seyn; man mag Sand einen Schwärmer nennen oder nicht, auch das ist individuelle Ansicht, nur wolle man zwei Standpunkte nicht übersehen.

Einmal, daß Schwärmerei, sobald ihre thätlichen Ausbrüche, sich gegen verbietende Gesetze äußern, nur relativ einen Entschuldigungs-Grund abgiebt, oder — nach dem Kunstausdrucke — daß nicht jeder Schwärmer als solcher Beschuldigungsunfähig ist, sondern daß dabei viel auf denjenigen Grad, in welchem die Schwärmerei die Vernunft gefangen hielt, und viel auf die Schädlichkeit, in welcher sie sich gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft äußert, ankommt.

Dann aber mag jeder nach seiner Ansicht unterscheiden zwischen einer Schwärmerei, die das allgemeine System des Inquisiten herbeiführen konnte, und zwischen derjenigen, welche ihn in der Anwendung seines Systems auf den Ermordeten leitete; kann vielleicht mancher Leser sich den Gang der erstern erklären, so möchte ihm doch bei der Anwendung des Systems auf Kotzebue, der bekannte spanische Ritter, als er mit Windmühlen statt mit Riesen focht, einfallen. — Jezt zur Sache, da hier um so weniger der Ort seyn kann,

die Frage: ob Sand's etwanige Schwärmerei bei Würdigung seines Verbrechens in Anschlag zu bringen sey, entscheiden zu wollen, als diese Entscheidung der Beurtheilung seiner Aerzte, und hauptsächlich seines Strafrichters überlassen bleiben muß!

Seine Gemüthsart beschreibt der Inquisit (V. I. Fr. 95.) selbst mit folgenden Worten: (Daselbst S. 202.)

„Sie war seit meiner frühsten Jugend immer sehr „still, von jeher ruhig und lebensfreundlicher Art. Wo „ich mich aufhielt, hatte ich bei meinem Streben, mich „mit so vielen Menschen als möglich abzugeben, um die „Welt und das Leben kennen zu lernen, das Glück gern „gesehen, und auch geliebt zu werden. Vom elterlichen „Herzen ausgehend, im Geschwister-Kreise erstehend, „gieng diese Liebe in weitern und weitern Kreisen über „manche Theile des Vaterlandes. Von Kindern und „bei Leuten, in deren Aufsicht ich gestellt wurde, von „Lehrern und den Waffengefährten, selbst den rohesten, „in gesellschaftlichen Kreisen und unter meinen Jugend„genossen warb ich um das reinste Gut der Liebe, und „nirgends hat es gefehlt, mir diesen festen Standpunkt „eines wahren und freundlichen Lebens sicher zu begrün„den. Von der frühesten Jugend an, wärd ich von mei„nen Eltern zur Vaterlandsliebe angefeuert." (V. I. Fr. 4.)

Diese letztere Behauptung beschränkt jedoch sein Va-

ter dahin: (V. II. [11.]) daß er ihm wegen des eigenen Enthusiasmus und der festen Idee für das Teutschthum zuweilen geeignete Zurechtweisungen gegeben, und seinen Eifer zu mäßigen gesucht habe.

Auch war in früheren Jahren eine gewisse Eitelkeit, welche Sand antrieb, sich durch irgend etwas Auffallendes vor dem gewöhnlichen Haufen auszeichnen zu wollen, ein starker Zug in seinem Character. So unterschrieb er sich, als ein rechter Teutscher, statt „Carl Ludwig", „Kerl Chlodowig." (V. I. Fr. 34.) Er nennt das eine jugendliche Narrheit, die er späterhin unterlassen, und nur die Unterschrift „teutscher Bruder „vom Fichtelberge" beibehalten habe.

So zeichnete er sich auch in Tübingen (V. II. [28.]) durch eine ganz sonderbare Kleidung aus. Auf einem ganz kurzen schwarzen Rocke trug er an den Aermeln weiße Litzen, dazu einen großen geschuppten Halskragen u. s. w. Weil er aber zu sehr deßwegen ausgelacht wurde, legte er sie bald wieder ab.

Auch noch späterhin und zwar bei dem Plane zum Morde (V. II. Fr. 312.) regte sich die Eitelkeit bei Sand. Er sagt: „Anfangs sey ihm, wie man immer „mit dergleichen schlimmen Gedanken umgeben sey, die „Eitelkeit des Berühmtwerdens in den Sinn gekommen; „er habe diesen Teufel aber gänzlich bekämpft."

So weit der Inquisit selbst. — Die Zeugnisse, welche man sorgfältig von seinen Lehrern und Jugend-

freunden über seinen frühern Gemüthszustand einzog, sind in manchen Punkten nicht übereinstimmend, da der eine mehr Hang zur Schwärmerei bei Sand wahrgenommen haben will, als der andere. Es wird am besten seyn sie chronologisch zu ordnen.

Zuerst stehe hier im Auszuge das Zeugniß seines Lehrers Saalfrank, der ihn in der frühesten Jugend in Hof und Regensburg beobachtete.

„Sein Charakter sagt er (V. II. [109.] Anl.) ent„wickelte sich gesezt, männlich und ernst, sein Herz war „für das Gute empfänglich, mitleidsvoll gegen Thiere „und Menschen, voll Vertrauen, sanft und still. Das „Herz hatte das Uebergewicht über den Geist, dieses „verrieth sich in seinem Benehmen und vorzüglich in sei„nen Aufsätzen, worin man zwar oft die kalte Ueberle„gung des Verstandes, aber nie das Gemüthliche ver„mißte. Das Temperament war stark gemischt, heiter „ohne Leichtsinn, größtentheils ernst, ohne Aufbrausen „und Jähzorn, nachdenkend, zuweilen grübelnd; das „melancholische mochte das vorherrschende gewesen seyn. „Glühendes Gefühl für Religion lebte in ihm, und „er nahm glühenden Antheil an den politischen Ver„hältnissen Teutschlands, dessen Wohl seinem jungen „Herzen nahe lag. Wenn man außerordentliche Em„pfindsamkeit Schwärmerei nennen will, so war er „Schwärmer, doch nur im guten Sinne. Er konnte „weinen, wenn er eine große That las, oder wenn ein

„Schüler nur dem Lehrer Verdruß machte. Seine Reli„gions-Ansichten neigten sich mehr zum dogmatischen „als zum philosophischen."

Ein Einwohner von Wunsiedel, Apotheker S. (V. II. [14.]), der Sand gleichfalls von Jugend auf kannte, äußert sich so über ihn:

„So lange bis Sand auswärtige Gymnasien und „Akademien besucht, habe ich ihn stets als einen jungen „Menschen vom besten sittlichen Charakter und Betragen, „gegen Jedermann dienstfertig und freundlich, gekannt. „Als er aber das letztemal in W. gewesen, habe ich ihn „am Ende für einen Schwärmer gehalten, so wie ich denn „oft gedacht habe: der kann auch noch einmal überschnap„pen. So habe ich mit ihm in Gesellschaft ein Gespräch „von einer halben Stunde geführt, mit einem Schwall „von Worten, wobei er von einem Extreme auf das an„dere fiel, so daß ich mich am Ende nicht einmal mehr „habe besinnen können, wovon eigentlich die Rede ge„wesen."

Ueber Sand's Gemüths-Beschaffenheit während seines kurzen Aufenthaltes in Tübingen (V. II. [15.]) ist nicht viel bekannt. Er soll eine gewisse Ueberspannung in Hinsicht der sogenannten Teutonia, und große Erbitterung gegen Alles, was französisch gesinnt war, gezeigt haben.

Aus Erlangen aber wird in einem offiziellen Zeugnisse (V. II. [102.] Anl.) Folgendes bemerkt:

„Sand entwickelte immer einen großen Hang zur „Schwärmerei, zu der sich eine Frömmelei gesellte, die „allen seinen Handlungen anhieng. Seine Bekannte sa„hen ihn zu Zeiten mitten auf der Straße stehen, den „Blick gerichtet in den gestirnten Abendhimmel, in schein„bar tiefer Betrachtung. In einem solchen Geistes-Zu„stande kam er nach Jena, und in diesem Geiste soll er „die Worte auf der Wartburg gesprochen haben. [17])

Ein anderes Zeugniß fügt hinzu: (V. II. [112.])
„Sand's Lieblingslektüre war die Bibel, weßwegen „er eine solche von einem ungemein großen Formate stets „auf seinem Tische aufgeschlagen liegen ließ, außerdem „war Thomas von Kempis sein Taschenbuch. Er soll „sich keine schönere Zukunft, als die eines Missionärs in „Indien geträumt haben, wozu er sich vorbereiten woll„te. Aus allen Erzählungen von dem Universitätsleben „dieses Menschen zu Erlangen geht hervor, daß religiö„ser Mysticismus verschmolzen mit verkehrten Ansichten „von teutscher Nationalität ihn auf's höchste überspannt „haben." [18])

---

17) Dieses ist unrichtig. Sand hat beim Wartburgsfeste nicht geredet, sondern nur eine kleine Druckschrift ausgetheilt, welche das Publikum aus dem Schriftchen: „Wichtigste Momente des C. L. Sand" kennen wird.

18) Diese angeblichen Zeichen von Schwärmerei erläuterte Sand lächelnd dahin, die große Bibel sey nichts weiter ge-

Einige seiner damaligen akademischen Freunde bestätigen (V. II. [116.] Anl. [155.] Anl.), daß Sand immer einen Hang zur Schwärmerei, besonders im Punkte der Religion und des Vaterlandes, gehabt habe. Für beide Gegenstände sey er ganz begeistert, und, wenn die Rede darauf gekommen, exaltirt gewesen. Das Projekt Missionär zu werden, habe er darum wieder aufgegeben, weil er geglaubt habe, in seinem Vaterlande den göttlichen Glauben, den er in seinem Volke gesunken glaubte, predigen und wieder wecken zu müssen.

Von Jena aus wird bezeugt: (V. II. [265.] Anl. 3.)

„Mehrere die Sand kennen, mit ihm studiert, „oder den heiligen Krieg mitgemacht haben, bemerken: „es habe ihm stets eine Neigung zum Schwärmerischen „und Excentrischen beigewohnt. Zum Beweise seiner „schwärmerischen Phantasie habe er in der historischen „Gesellschaft des Doctors K. vorgetragen: daß er sich „Gott als Blut denke, aber auf Erden sey geronnenes „Blut." 19)

---

wesen, als eine seltene Edition mit Holzschnitten berühmter Meister, in Folio; den Thomas a Kempis habe er freilich gern gelesen, und er hätte wirklich früher die Absicht gehabt, sich zum Missionär zu bilden, welche er aber in reiferen Jahren wieder aufgegeben habe.

19) Diese Worte, wenn Sand sie in dem Zusammenhange gesprochen haben sollte, sind ungefähr so mystisch als

„Eine große Ruhe that sich an ihm kund, welches „auf ein übermächtiges Phlegma oder als Anlage zu ei„nem melancholischen Zustande gedeutet werden konnte. „Eine Frevelthat war ihm nicht zuzutrauen, eher, daß „er verschrobene Ansichten aus einer mystisch-bigotten „Denkweise entnehmen möchte. Im Publikum hat es „verlautet, daß überspannte religiöse Ideen, abentheuer„liche Ansichten und Irrwahn nicht selten bei ihm aufge„stiegen seyn sollten.“

Seine Jenaer akademischen Freunde wollen aber (V. II. [5.]) von einem Hange zur Schwärmerei bei Sand nichts angetroffen haben. Sie stimmen darin überein, daß er ein ruhiger, braver und besonnener Mensch gewesen sey, so daß ein Jeder ihn habe lieb gewinnen müssen. Tieffühlend habe man ihn gefunden, „aber nicht schwärmerisch, vielmehr habe er immer mit ruhiger Besonnenheit gesprochen.

Auch über seine Gemüthsstimmung während der Reise und seinem Aufenthalte in Frankfurt (V. I. [59.] B. 4. 6.) hat man die möglichst genauen Erkundigungen einzuziehen gesucht. Seine Reisegefährten von Erfurt nach Frankfurt sagen aus: er habe auf der Reise umfas-

---

sein Satz: „ein Christus kannst du werden,“ und doch erklärt er diesen wenigstens so weit, daß man darin nicht absolute Schwärmerei, sondern eine Theorie, deren Werth dahin gestellt bleibt, wahrnimmt. S. Abs. VIII. S. 150.

sende Kenntnisse und einen hohen Grad sittlicher Bildung gezeigt; bei völliger Gemüthsruhe habe doch etwas Ueberspanntheit an ihm durchgeschienen. Obgleich zurückhaltend und verschlossen, hätten seine Aeußerungen den wissenschaftlich gebildeten Mann zu erkennen gegeben. Besonders habe er sich über Moralität und Religion sehr zu seinem Vortheile ausgesprochen, ungeachtet er in religiöser Hinsicht sich als überspannter Schwärmer gezeigt habe.

Seine Bekannte in Frankfurt aber (V. I. [60.] B. 13. [80.] B. 18. 19.) wollen keinen Hang zur Schwärmerei bei ihm gefunden haben. Bei jeder Gelegenheit habe er die wärmste Vaterlandsliebe geäußert, und daß er sich in dem Berufe, den er gewählt, vorzüglich glücklich fühle. Er sey als wahrer Verehrer des Christenthums immer bekannt gewesen, und seine Aeußerungen in dieser Beziehung bestätigten diesen Ruf vollkommen. Ein ungewöhnlicher Ernst und eine gewisse Feierlichkeit habe in seinem Charakter gelegen; sogar versichert einer seiner Bekannten, der sich in Frankfurt ausschließlich über Theologie mit ihm unterhalten haben will, daß er kein Anhänger des Mysticismus sey, und eben so wenig Neigung zur Schwärmerei gezeigt habe.

Aus dem vom Stadtphysikate (V. II. [367.) am Schlusse der Untersuchung über den physischen und psychischen Zustand des Inquisiten erhobenen Gutachten, muß Folgendes auszugsweise hier eingerückt werden:

„Uebrigens geht aus denen während der Krankheit „des Inquisiten gemachten Beobachtungen, und aus „den öftern mündlichen Unterredungen mit demselben „hervor, daß der Inquisit in Besitz richtiger Sinne und „eines vollkommenen Gedächtnisses sey. Was seine Ver„nunft betrifft, so hat der Unterzeichnete (der Stadtphy„sicus) nie eine Zerrüttung an derselben wahrnehmen „können. Indessen ist es unverkennbar, und es spricht „sich besonders in den Aeußerungen des Inquisiten über „Politik und Religion aus, daß sein Verstand mittel„mäßig, (nicht umfassend, nicht scharf, nicht gründlich) „und ganz in der Herrschaft eines heftigen überspannten „Vorstellungs- und Gefühl-Vermögens befangen sey."

„Ueber den Grad dieser Herrschaft seines Vorstel„lungs- und Gefühl-Vermögens über den Verstand „und über den dadurch früher veranlaßten außerordentli„chen Antrieb zu seinem Verbrechen, behält sich der Un„terzeichnete vor, wenn es verlangt wird, ein ausführ„liches Gutachten abzugeben."

So haben wir also von denjenigen Personen, welche Sand in genauem Umgange beobachteten, Zeugnisse gegen Zeugnisse; — der eine will schwärmerische Anlagen an ihm bemerkt haben, der andere dagegen eine philosophische oder phlegmatische Ruhe. Das könnte sich nun wohl daraus erklären, weil er nicht im gleichen Augenblicke von Allen beobachtet ward; allein es ist doch wohl nicht in den Akten anzutreffen, daß Jemand einen

Ausbruch der Schwärmerei bis zum abweichenden Zustande von der gesunden Vernunft an ihm bemerkt hätte. [20])

Es wird sich demnach die bei Sand vermuthete Schwärmerei und der Grad derselben neben dem Gutachten seiner Aerzte, wohl nur hauptsächlich aus seinen Ansichten und aus den Thaten, welche durch sie erzeugt wurden, bestimmen lassen.

---

Daher wird es erforderlich, jezt des Verbrechers Ansichten

a) über Religion

zusammenzustellen.

Zeugnisse von allen Seiten her bewähren es, daß Sand ein vorzüglich frommer, für Religion, selbst für

---

20) Sand würde gewiß sehr dagegen protestiren, wenn man ihn einen Schwärmer nennen wollte, denn sein System soll Schöpfung der kalten überlegten Vernunft seyn. So wenig dieses entscheiden mag, da der Mensch, und zumal der exaltirte, sich selbst am wenigsten kennt, so verdient es doch Bemerkung, daß der Inquisit, als einer seiner Jenaer Freunde, gegen den er ausgesagt hatte, ihn des Wahnsinns in seinen Leiden verdächtig machen wollte, mit Unwillen zur 400ten Frage erklärte:

„Er sey nie wahnwitzig gewesen, und in der Zeit, wo er „verhört worden, habe er nie sein Bewußtseyn verloren gehabt."

ihre äußere Ceremonien begeisterter, und in seinem Berufe als Theologe sich glücklich schätzender Mensch war. Gern sey dieses zugegeben; es mag auch nicht geläugnet werden, daß er während der Untersuchung viele Ergebenheit in Gott, viele Anhänglichkeit an die Formen der Religion äußerte; allein von den Vorschriften des göttlichen Wortes hatte er doch ungewöhnliche Begriffe; denn er wollte es dem menschlichen Verstande durchaus unterthänig machen. Es ist längst durch manche in öffentlichen Blättern bekannt gemachten Aufsätze Sand's hergestellt, daß er Glauben an Gott, Zuversicht und fromme Ergebung in seine Schickung bei seinen Handlungen, und sogar bei seiner Frevelthat zum Grunde legte. Daß er aber zu einer durch göttliche Gesetze verbotenen That sich durch das göttliche Wort, durch das Evangelium Johannis stärkte, hat schon diese Uebersicht früher vorgelegt, und so sey nur noch hinzugefügt, daß allgemeine Aeußerungen, wie z. B. die in seinem Verhöre: (V. II. Fr. 101.) „er lebe so, daß er den Vorsatz habe, sich selbst dem Herrn zu weihen," gewiß recht Gottergebend klingen.

Daher wird es bei der Mehrheit der Leser zum wenigsten Mitleiden erregen, wenn sie die Lehren des sanften, duldenden Stifters unserer christlichen Religion durch den Inquisiten in folgenden Sätzen verunstaltet sehen:

1) Die göttlichen Gesetze sind nicht sowohl positiv

gebietend, als vielmehr berathende Vorschrift, wonach der Mensch, seiner Ueberzeugung gemäß, seine Handlungen einrichten kann.

2) Der Mensch, (eigene Worte des Verbrechers V. I. Fr. 59.) der das Göttliche, soviel in seinen Kräften steht, zu erkennen sucht, der an dem Schlechten nie Wohlgefallen finden wird, sondern es, so viel als möglich, von sich abzuhalten sucht, und dagegen das Gute allenthalben nach Kräften gibt, der stellt Gottes Ebenbild auf Erden dar.

3) Diese Erkenntniß (V. I. Fr. 36.) geht aber nur aus dem Menschen selbst hervor; es ist dieses seine Bestimmung, daß sobald er etwas als wahr und klar erkennt, er es zum Besten des Ganzen öffentlich bekennen muß. (V. II. Fr. 315.) Wenn der Mensch die Wahrheit nach seinen Kräften so erkannt hat, daß er vor Gott sagen kann: „das ist wahr," so ist es auch Wahrheit, wenn er es thut. Wenn man seinen ganzen Geist zusammenfaßt, und dann vor Gott sprechen kann „das sey wahr," so wird man leicht einig. Denn wo führt es hin, wenn man die eigene Gabe selbst zu sehen, zu forschen und zu erkennen als verwerflich annehmen will. Jeder muß für sich selbst stehen vor Gott.

4) Wer aber dieses Göttliche (oder vielmehr diese Selbstüberzeugung mit dem falschen Stempel der Göttlichkeit geprägt) in dem Menschen (V. I. Fr. 32. 33.) zu unterdrücken sucht, der hat Mord und Todtschlag

(an denjenigen der sich glücklich überzeugt hat) dreifach verdient!

5) Wer nicht also denkt, oder gar biblische Aussprüche auf die That des Verbrechers anwenden wollte, der ist ein theologischer Finsterling, (V. II. Fr. 338.) (Kunstausdruck), denn dafür erklärt Sand den Verfasser eines, nach seinem eigenen Urtheil übrigens sehr wohl gemeinten Briefes, der ihm von unbekannter Hand zugeschickt, und worin er zum Erkenntniß seines Verbrechens unter Rückweisung auf mehrere Stellen des heiligen Wortes ermahnet ward.

Gar überflüssig würden alle Bemerkungen zu diesem System seyn, nach welchem der Mensch die göttlichen Gesetze würdigen darf, und wo seiner Vernunft der Vorzug gebührt, wenn er sie verwirft. Kein menschlicher Gesetzgeber würde sich einer solchen Willkühr unterwerfen; aber darum bleibt noch zu erwähnen übrig, daß bei dieser Prüfung der Allmächtige doch nicht ganz ausgeschlossen ist.

Der Inquisit verlangte nämlich nichts weniger als ein unmittelbare Eingebung von ihm, als er, nachdem ihm seine Verletzung der göttlichen und menschlichen Gesetze vorgehalten wurde, erklärte:

„Er bäte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung. (V. II. Fr. 311.) Wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß seine That Unrecht sey, so werde

„er sie zu jeder Stunde bereuen, bisher sey dieses je„doch nicht geschehen. [21])

---

Es folgen nun Sand's Ansichten b) über die Gesetze des Staats.

Man kann wohl schon im Allgemeinen erwarten, daß er sich diesen nicht unbedingt unterwerfen würde, da er den göttlichen Gesetzen nur in soweit unterthan seyn will, als seine Ueberzeugung sich mit ihren Vorschriften vereiniget. Er versicherte aber auch zur Fr. 326. V. II. die positiven Gesetze nicht recht zu kennen.

Es läßt sich seine Ansicht über die Kraft weltlicher Gesetze in folgende Sätze zusammenfassen.

1) Ein vernünftiger (V. II. Fr. 18.) durch den Verstand gehörig begründeter Glaube gilt mir für Gesetz. Darnach bestimme ich mein Leben, und übergebe mich und mein Loos dagegen Allem, was meine Mitmenschen über mich verhängen möchten.

2) Dem

---

21) Diese Aeußerung, auch im gemeinen Leben bei Verbrechern, oder alten Jungfern, die sich verheurathen wollen, unter der Redensart „sich mit Gott berathen" bekannt, haßt der Herausgeber sehr, indem er als Christ und Rechtsgelehrter glaubt, es sey besser, die Vorschriften des großen unsichtbaren Gesetzgebers kindlich zu befolgen, als ihm eine authentische Interpertation derselben abtrotzen zu wollen.

2) Dem freien Willen muß ich nachleben, (V. I. Fr. 36.) und wozu meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, muß ich ausführen, sollte ich gleich unterliegen, und mir völlige Verhöhnung zu Theil werden.

3) Ich müsste ein feiger Tropf seyn (V. I. Fr. 27.), wenn ich nicht Mannes genug wäre, das was ich als wahr anerkannt habe, und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen, so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen.

Daraus geht dann hervor, daß der Inquisit auch hier seine Ueberzeugung an die Stelle der positiven Gesetze treten lässt, oder ihr wenigstens den Vorrang gibt. Wenn nun Inquisit sein Leben gegen das Leben eines Dritten hätte setzen wollen, so wäre es schon dann eine ziemlich unnütze Frage: in wie weit ihm dieses erlaubt gewesen? sie wird aber ganz überflüssig, weil, wie weiter unten vorkommt, der Inquisit sein Leben nicht dem Gesetze verfallen erachtet. Es gehört vielmehr zu dieser Gedankenfolge noch ein Satz, welchen Sand zwar in seinen Verhören nur kurz also aussprach: (V. II. Fr. 311.) „In Kollisionsfällen mit weltlichen Gesetzen, „dürfe sich Niemand durch diese abhalten lassen, wenn „für das Vaterland etwas gethan werden solle," der aber in der Aussage eines andern Akademikers, der mit ihm gleiche Gesinnung hegte, dahin entwickelter anzutreffen ist: (V. II. [247.] Anl.)

„Ueberzeugt, daß bei jetziger Verfassung in Teutsch„land ein ächtes Volksleben nicht gedeihen könne, dürf„ten bestehende Gesetze dabei nicht in Anwendung kom„men, weil sonst die Staaten in den schrecklichsten Zu„stand kommen könnten, ohne daß Jemand befugt wäre „zu würken, daß dieser Zustand auf dem Wege der Refor„mation umgeschaffen werden dürfte.“

---

Weiter gehören hierher des Verbrechers Ansichten:

c) über politische Verhältnisse und Regierungsform.

Es verräth gewiß nicht entfernt eine revolutionäre Gesinnung, wenn Sand

1) erklärt: Ich habe die Ueberzeugung (V. I. Fr. 27.) daß durch jedesmaliges Ergreifen des Nothzustandes durch tolles Dreinschlagen die edle Sache des menschlichen Geistes durchaus nicht gefördert werde, daß nur vielmehr freies Aussprechen eigener Meinung und danach handeln zur Belehrung und Handlung aller, als die einzigen Mittel verstattet seyen.

Es verlangte aber derselbe

2) einen wahrhaft menschlichen Staat; (V. I. Fr. 28.) dessen Merkmal er darein sezte, daß in einer solchen geistlichen oder weltlichen Regierungsform, die für das öffentliche Wohl am angemessensten sey, jeder Einzelne, nach seiner angestammten Würde,

sich so weit nur immer möglich sey, **selbst bestimmen** könne.

3) Dieses vorausgesezt (Daselbst) sey ihm die Form der Regierung gleich, denn er glaube, daß dieses Kennzeichen sich unter jeder der gewöhnlichen Formen darstellen lasse.

4) Allein das teutsche Vaterland müsse frei werden! (V. II. Fr. 75.) Unter ächter irdischer Freiheit verstehe er a) nichts anders, als was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer lese. b) Der Zustand dieser Freiheit bestehe darin, daß die Klagen, die jezt so häufig gehört würden, einmal aufhörten, namentlich die Klagen über unerschwingliche Abgaben (V. II. Fr. 33.), Preßzwang, über Mangel an Oeffentlichkeit u. s. w.; und c) darin, daß es höchstes Ziel des Staates werde (V. II. Fr. 75.), dafür zu sorgen, daß aus jedem einzelnen Menschen ein edler freier Mensch gezogen werde, der seiner göttlichen Würde sich bewusst sey, zu den höchsten Geistesfreuden ungehindert gelangen könne, und im Staate nicht als eine todte Maschine, sondern als ein nach eigenem Willen sich bestimmendes Wesen geachtet werde. Er wolle und träume keinen andern Zustand, denn dieser dünke ihn der Zustand der rechten Freiheit (V. II. Fr. 76.), wie er auf Erden zu erreichen sey. Wenn er also wünsche, daß das Land frei werden möge, so liege darin nichts weniger als ein böser Sinn, und eine beabsichtigte

plötzliche gewaltsame Veränderung der Staaten. Im Gegentheil habe man seit 20 Jahren die teutschen Staaten in steter Veränderung und Erneuerung gesehen, man habe das Alte umstoßen, und vieles Neue zum Guten und Bessern sich entwickeln gesehen, ohne daß Jemand daran gedacht habe, einen, der darüber gesprochen, oder weitere Erneuerungen gewünscht hätte, zu bestrafen.

5) Es müsse aber auch das teutsche Volk unter einer Regierung (V. I. Fr. 31.), wie sie seyn sollte, gebracht werden. Alle Weisen und Guten der Zeit hätten ohne Aufhören gefodert „das ganze Volk in ein energisches Reich umzuschaffen.“

Die Trennung der einzelnen kleinen teutschen Völklein (V. I. Fr. 30.) werde auf alle Weise so zu mehren gesucht, daß es wohl willkommen scheine, am Ende lauter solche kleine Nationen auf dem Schauplatze zu haben, während das große edle Volk vernichtet sey.

Unter Zerreißen des Landes verstehe er die strenge Abschneidung eines solchen kleinen Reichs in der Mitte des Volks von andern, und vorzüglich das Aufhetzen des einen gegen den andern, welches sich aus der Geschichte vielfach nachweisen lasse.

Wenn aber die Regierungen (V. I. Fr. 29.) einen getrennten Zustand zwischen dem teutschen Volke nicht nur nicht abzuwehren, sondern vielleicht gar zu mehren suchten, so sey es um so mehr Pflicht eines jeden Einzelnen, im Volke Einheit zwischen den Brüdern herbeizu-

führen, auf daß nicht nothwendigerweise Alle verloren gingen.

6) Endlich aber erklärt sich Sand für die Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen diejenigen, welche der Ueberzeugung des Einzelnen sich entgegenstellen, und steht daher in einigem Widerspruche mit seinem eigenem Satze zu 1), wo das gemeine Wohl nur durch Sprechen und Handeln befördert werden soll.

Er sagt: (V. I. Fr. 32. 33.) „Wer das Göttliche" (d. h. die Ueberzeugung, welche ich als recht und wahr vor Gott verantworten kann) „in mir zu unterdrücken „sucht, mich nicht als Menschen anerkennt, den Raub „und Mord des heiligsten Besitzthumes in mir begeht, „hat nach meiner Ueberzeugung Mord und Todtschlag „dreifach verdient. Ein Volk, das nicht von hündischer „Gesinnung angesteckt ist, muß gegen alle dergleichen „unmenschliche Dränger dieselben Grundsätze erweisen, „danach wird in der Geschichte sein Werth gemessen. Dieses, wollte ich, sollte auch das teutsche Volk thätlich „beweisen; (bezieht sich auf eine Stelle des Todesstoßes) „— denn die daraus etwa entstehende Unordnung fällt „nicht dem Ausüber eines solchen nothwendigen Ereignisses anheim, sondern dem, der schon früher die ganze „Menschheit beleidigt und den nothwendigen Ausbruch „der Rache gewollt hat."

Uebrigens kommt vor, daß Sand über politische Gegenstände (V. II. [84.] B. 24.) der letztern Zeiten

wenig unterrichtet war, und die neuesten Ereignisse nicht kannte. So wusste er nichts von den neueren Veränderungen im Steuer- und Militärwesen. Die Verhandlungen am Bundestage über Letzteres und über die Rheinschiffahrt waren ihm ganz unbekannt.

---

Es sind nun

d) noch des Verbrechers Ansichten über gesellschaftliche Verhältnisse kurz vorzulegen.

Er betrachtet sich durchaus als selbstständiges freies Wesen, was ohne Leitung anderer Menschen, ohne Abhängigkeit von ihnen, sich die Zwecke für sein Leben selbst bilden, und sie ausführen kann.

„Er sey stolz darauf, sagte er (V. II. Fr. 3.) sich „diese Zwecke selbst gesezt zu haben. In Verbindung der „freien Liebe, wie der Sohn zu seinem Vater, oder der „Mensch überhaupt zum Menschen stehen solle, befinde „er sich mit allen den Leuten, mit denen er auf seiner Le„bensbahn zusammengetroffen sey, und nur wenige seyen „davon ausgenommen, weil sie seine Grundsätze nicht „dulden könnten.“

„Eine Leitung selbstständiger Menschen (V. II. „Fr. 43.) bestehe darin, daß Jeder sich selbst leite. Es „sey Schmach der Zeit, daß man eine solche selbststän„dige Leitung des Mannes wundersam finden wolle; wäre „Jeder ein sich selbst bestimmendes Wesen, fromm vor

„Gott, so würden, wie es in der Schrift heiße, in Gott „alle einig seyn. — Es helfe, meine er, keine Regie„rung und Leitung, als die des Guten, als die Gottes „in jeder einzelnen Brust.“

Alle diese Ansichten zusammengenommen, bieten allerdings eine Gedankenfolge dar. Sie scheint sich um den Hauptsatz zu drehen: meine eigene Ueberzeugung ist mein Gesetz; ich handle recht, sobald ich ihr folge, sie geht mir über göttliche und menschliche Vorschriften.

Diese Lehre ist mit andern Worten das Nämliche, als: der Mensch darf alles thun, was, nach seiner Ueberzeugung recht ist; ein Satz, den schon in früher Jugend Sand (V. II. [109.] Anl.) und mehrere seiner Mitschüler aus der Schelling'schen Philosophie, welche sie zum Theil mißverstanden, geschöpft haben sollen.

Der Verbrecher raisonnirt aber weiter so: ich bedarf keine Uebereinstimmung anderer Menschen zu meinen Grundsätzen, ich handle nach meinem eigenen Gefühle von Recht, und bin berechtigt, den, der meine Ueberzeugung anfechtet, durch jedes mir zu Gebote stehende Mittel niederzukämpfen.

Denn: (V. II. Fr. 325.) der Zweck heiligt die Mittel. Dieser Grundsatz fand nämlich in Sand einen starken Vertheidiger. Er sey weder gefährlich noch schädlich, — sagt er — denn bei den Jesuiten wäre er nur dadurch scheuslich geworden, daß sie die Mittel

zu schändlichen Zwecken angewendet hätten. Alle Mittel für eine gute Sache müßten immer gut seyn, nur dürfe man den Mitteln kein Spiel lassen. Hofrath Luden habe dieses unter andern in der neuern Geschichte über die Jesuiten nachgewiesen. 22)

---

22) Sand meinte damit die Vorlesungen des Hofraths Luden über die Geschichte der drei lezten Jahrhunderte. Er mag aber vielleicht seinen Saz eben so irrig verstanden haben, als die Dogmen der Schellingschen und Fichteschen Philosophie.

## VII.

### Das System des Mörders, um seine That zu rechtfertigen, und sie sogar als nothwendig für das gemeine Wohl darzustellen.

---

Vertheidigung des Mordes — der versuchten Selbstentleibung — der Aufruhrstiftung. Der Inquisit glaubt sich gerechtfertigt und straflos. Einige Betrachtungen.

---

Sezt man hier diejenigen Grundsätze Sands voraus, welche der vorige Abschnitt weitläuftiger entwickelt hat, und will man sich von daher erinnern, daß er die Ausübung jeder That für recht hielt, welche nach sorgfältiger Prüfung seine innere Ueberzeugung gut hieß, unbekümmert, ob göttliche oder menschliche Gesetze sie verdammten, so lag darin schon die Rechtfertigung des Mordes an sich. Wenn aber Inquisit dagegen selbst voraussezte, daß, um eine solche That vor sich selbst zu rechtfertigen und zu billigen, ein guter oder gar ein edler Zweck derselben nothwendig wäre; so kann der gegen-

wärtige Abschnitt eigentlich sich nur über diejenigen Gründe verbreiten, welche Sand anführt, um die Anwendung seines Systems auf die Persönlichkeit Kotzebues zu rechtfertigen. Diese Argumente wird der Herausgeber jezt mit Sand's eigenen Worten vorlegen; er kann sich seiner individuellen Ansicht nach — wie er schon früher äußerte — bei dem Feldzuge gegen Kotzebue einiger Gedanken von Don-Quixotterie nicht erwehren; mag jeder Leser davon halten, was ihm beliebt.

Zuerst (V. I. Fr. 76.), und gleich im Anfange der Untersuchung, äußerte sich der Verbrecher: „er habe „gar keine persönlichen Rücksichten gegen Kotzebue „gehabt, seiner That liege durchaus keine andere Absicht zum Grunde, als die er öffentlich gestehe."

Seine Beschwerden gegen seinen Feind, als Dichter, als Geschichtsschreiber, als angeblichen Spion, werden noch im Andenken seyn; darauf kommt es nicht sowohl an, als darauf, warum Sand den Meuchelmord für den einzigen Weg hielt, Teutschland zu befreien.

Vor allem stehe hier eine Erklärung Sand's, die er ablegte, als er seinen Tod ganz nahe glaubte, und daher den Untersuchungsrichter bat, ihm seine — vielleicht wie er glaubte — lezte Erklärung — zum Protokolle zu erlauben: (V. II. Fr. 101.)

„Zur That habe ihn nichts sinnliches, nichts irdisches getrieben, kein persönlicher Neid und keine Feind-

„schaft, oder sonst etwas gemeines, sondern die Schan-
„de, die Entehrung des Vaterlandes, des regen Volksge-
„fühles, das ein Dichter mit dem schrecklichen Zusatze,
„daß er das Heiligste seines Volkes nach außen verra-
„then habe, nicht ertragen konnte. Es habe ihn dazu
„getrieben die Liebe zum gesammten Vaterlande, für das
„er, der Einzelne, sich aufopfern zu müssen glaubte,
„und er könne diese That vor Gott zum Entschlusse ge-
„bracht und nach tausendmaliger Bitte, ob diese Gefahr
„denn doch nicht anders vorüber gehen könne, dennoch
„ausgeführt, nicht bereuen, sondern er habe es ausge-
„führt mit denselben Gesinnungen, die sein ganzes Leben
„erfüllen sollten, Gott leben und mit dem ganzen Leben
„ihn verehren zu wollen."

Wenn diese Aussage hauptsächlich nur diejenigen Gründe enthält, welche den Verbrecher zur That nicht bewogen, so lassen sich dagegen die eigentlichen Beweggründe kurz dahin zusammenfassen, daß Sand den teutschen Regierungen nicht die Kraft zutrauete, Kotzebue für Teutschland unschädlich zu machen, und sich also seines Dolches als des kürzesten und radicalsten Mittels bedienen zu müssen glaubte.

So erklärte er sich bestimmt dahin: (V. I. p. 70.)
„in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen seyen die Regie-
„rungen, welche durch viele brave Schriftsteller auf den
„schädlichen Einfluß, den K. auf die freie Entwickelung
„der Nation und ihre politische Selbstständigkeit gehabt,

„aufmerksam gemacht wären, nicht in der Lage gewesen, „diesen Einfluß zu hemmen, und K. zu richten. Unter „diesen Umständen habe er sich verpflichtet gehalten, den „v. K. selbst zu richten. Denn wenn Regierungen zu „solchen Dingen nicht helfen könnten, so trage er die „Ueberzeugung in sich, daß ein jeder seine Meinung in „das Werk zu setzen berechtiget sey."

Diese sogenannte Schwäche, oder besser die Verhinderungen der obern Gewalt, Schutz gegen K. gewähren zu können, vorausgesezt, trat also Sand selbst zum Kampfe gegen ihn auf, welches er so erläutert: (V. I. Fr. 32.).

„Alle meine Kräfte habe ich dazu, mir jenes Heilige, das Bestimmende meiner Seeligkeit zu erhalten, „und trete mit dem Urfeinde, der das Göttliche in „mir unterdrücken will — die eigene Ueberzeugung wie „schon mehr vorgekommen ist — in Kampf, um ihn „zu verjagen, oder durch Erlegung mir meinen rechtli„chen Platz zu sichern."

Auf solche Art erklärte sich Sand in den Kriegszustand gegen K., aber wohl gemerkt, ohne ihm, wie bei civilisirten Nationen üblich, die Fehde anzukündigen, sondern ihn unvorbereitet überfallend, wie eine Negerhorde die andere.

Ueber diesen Kriegszustand giebt er folgende Auskunft: (V. I. Fr. 21.)

„Kotzebue habe, seiner heiligen Ueberzeugung

„nach, sich ihm immer als der ergrimmteste Feind gegen„über gestellt; es sey ein Zustand der äußersten Noth, „ein Krieg entstanden; er habe so wie immer, so auch „hier, die Ueberzeugung gehabt, er müsse sein eigenes „Daseyn dem des v. Kotzebue entgegen stellen, und habe, „damit das Volk der fortwährenden Verführung entris„sen werde, es gern dem Kampfe Preis gegeben."

Man sieht, daß Sand einige dunkele Ideen von Nothwehr hatte, die er aber mit seinem sogenannten Nothstande durchaus verwechselte.

Denn als er sagen sollte: was er unter dem Zustande der Noth verstehe? wußte er diesen nicht anders zu definiren, als: (V. II. Fr. 312.)

„Dazu gehörten mehrere schwankende oder unbe„stimmte Wesen; kämen diese zusammen, so entstehe „der Zustand der Noth. Er könne jezt seine Ideen dar„über nicht klarer angeben."

Es veranlaßte diese Aeußerung natürlich die weitere Frage:

„Auf welche Art er sich gegen v. Kotzebue im Zu„stande der Noth befunden habe?" (V. II. Fr. 314.)

„Kotzebue — meinte Sand — habe durch seine „Schriften sein Privatleben so sehr verbittert, daß er ihn „mehr als einmal körperlich getödtet habe. Das Vater„land habe er verspottet, und verrathen, und es sey un„möglich gewesen, etwas durch Schriften gegen ihn zu „thun, weil alle die weibischen Wesen in Teutschland

„mit ihm geweint und ihn angebetet hätten. Er habe „soviel Anhang gehabt, daß ein Einzelner nicht daran „habe denken können, solch einen Mann mit der Feder „zu besiegen. Wenn er also seinen Unfug forttreibe, so „könne sich der Einzelne in diesem Zustande der Noth „nicht anders helfen, als mit Aufopferung seines Lebens."

Die weitere Instanz: (Vol. II. Fr. 315.)

„Diese Grundsätze höben den Zustend der Freiheit, „den er überall befördert wissen wolle, in vielen „Beziehungen selbst wieder auf."

hatte die declamatorische Antwort zur Frage:

„Es wäre schön, wenn alle die in Teutschland ihr „Leben hindurch würkliche Menschen seyn wollten, auch „darin übereinkämen; aber dieses sey nicht zu erwarten, „und jeder müsse daher selbst für sich stehen vor Gott. „Er müsse demnach gut heißen, was er gethan habe. „Es sey ihm nicht mehr nöthig zu der That, als ein „Dichter, der sein Vaterland verkaufe. General Mack, „der nur 30,000 Mann verkauft habe, sitze noch im Ge„fängnisse (!!) und Jener sey ein Dichter, der auf die „ganze Nation würke, und das Heiligthum des Vater„landes auskundschafte. Die Persönlichkeit jedes Ein„zelnen, und das Recht seine Meinung zu äußern, müsse „freilich geschützt werden, und dieses sey Hauptzweck der „Freiheit. Allein es würde übel seyn, wenn in einem „Staate das Vaterland ausgekundschaftet und ungestraft „verrathen werden dürfte."

Doch die entscheidende Antwort mußte wohl auf die Frage erfolgen: (V. II. Fr. 311.).

„Wie Inquisit seinen begangenen Mord vor göttli„chen und menschlichen Gesetzen rechtfertigen wolle?“

Dieses versuchte Sand auf folgende Art zu lösen:

„In der Welt habe man Angst, es gehe herüber „und hinüber. Indessen könne es nicht geläugnet wer„den, daß es Nothzustände gebe, wie dieses der Krieg „selbst sey. Der Mensch sey im Irdischen befangen, „und habe doch das Höchste erkannt; sein gewöhnlicher „Zustand sey daher ein Schwanken, und es gebe viele „Handlungen, von denen man eben so viel Gutes als „Ucbles sagen könne. Dieser Zustand der Unbestimmt„heit sey eigentlich ein Zustand der Noth. Seine That „sey ein Collisions-Fall mit den weltlichen Gesetzen, wel„che auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung „sezten; allein darum habe auch für seine Erkenntniß „das Liebste auf das Spiel gesezt werden müssen. Wenn „des Pfarrers Sohn aus Naumburg, der Napoleon ha„be umbringen wollen, ihn würklich umgebracht, und „Teutschland von ihm befreiet hätte, so würde er den„noch von den Franzosen, wenn sie ihn in ihre Gewalt „bekommen hätten, geviertheilt worden seyn.“

„Er habe (V. II. Fr. 326.) die That für das Höch„ste des Vaterlandes gethan, dessen sich, troz der vie„len Anklagen, Niemand angenommen habe. In so „fern glaube er sich gerechtfertigt und straflos,

„weil er gethan, was andere Gerichte nicht gethan, und „in den Zeitverhältnissen nicht hätten thun können."

Außer dem berübten Morde hatte Inquisit sich aber noch wegen einiger anderer damit in Zusammenhange stehender Verbrechen zu rechtfertigen.

Seine versuchte Selbst-Entleibung wollte er gar nicht vertheidigen; wir haben gehört, daß er sich selbst deßhalb, als wegen einer feigen That, verdammte.

Dagegen äußerte er, als ihm der in seinem Todesstoße dem Volke gepredigte Hochverrath und Aufruhr vorgehalten ward: (V. II. Fr. 327.)

„Er habe dieses aus seinem Gemüthe geschrieben; „die positiven Gesetze kenne er ohnehin nicht ganz. Er „könne (V. II. Fr. 328.) nach seiner Vernunft das Einzige, was aufrührerisch in der Schrift sey, nicht mißbilligen, und halte sich also auch deßfalls für straflos. „Er habe (V. II. Fr. 363.) nämlich das Volk für den Fall „aufgerufen, wenn das Göttliche in ihm unterdrückt werde."

Endlich mußte dem Inquisiten, der in seinen Verhören seine Absicht, sich gegen Dritte, die ihn vielleicht auf seiner Flucht hätten aufhalten wollen, thätlich mit dem großen Dolche wehren zu wollen, mehrmals zu erkennen gegeben hatte, noch vorgehalten werden, wie er diese beabsichtigte Verletzung oder Ermordung unschuldiger Personen rechtfertigen wolle? Wie er sich darüber erklärte ist schon im II. Abschnitte S. 35. vorgekommen.

Ob nun diese Gründe den Inquisiten, wie er glaubt, als

als gerechtfertigt und straflos darstellen können, das überläßt der Herausgeber lediglich dem derzeinstigen Richter Sand's, ohne sich über diesen Satz, der über das Schicksal des Verbrechers viel entscheiden kann, Anmerkungen zu erlauben. Nur einige Worte fügt er hinzu, zum Belege seines Glaubens, daß Sand seinen Gegner mit Ritter Don Quixottes Augen ansah.

Wenn die Anwendung der Volksliebe für Teutschland den Angriff auf Kotzebue veranlassen konnte, so müßten allerdings zwei Ansichten, welche Sand voraussezte, richtig seyn, nämlich zuerst, daß Kotzebue, wie er sagt, ein Schriftsteller war, von dem kein Einzelner habe denken können, ihn mit der Feder zu besiegen.

Hier also sah er ihn als einen Riesen auf dem litterärischen Schlachtfelde an, wenn gleich verwundbar, doch in solchem Federkampfe nicht zu erlegen. Abgesehen aber davon, daß gegen Kotzebue nicht einzelne Schriftsteller fochten, sondern eine gute Anzahl, theils angegriffen, theils angreiefnd, und daß also das Argument von der Schwäche eines einzelnen Schriftstellers nicht wohl paßt; so ist das Ganze eine schlechte Empfehlung für alle diejenigen teutschen Litteraten, die so nachdrücklich K. bekämpften, und denen er wahrlich oft genug vor dem Urtheile des Publikums unterlag. Es war also dieses eine falsche, verwirrte Vorstellung, welche Sand sich von Kotzebue's unbesiegbarer Größe als Schriftstel-

ler, von seinem nicht auf litterärischem Wege zu bekämpfenden Einflusse machte. Wenn man überhaupt bei ihm fixe Ideen voraussetzen will, so wäre diese Vorstellung wohl dahin zu rechnen, und um so merkwürdiger, als sie sich durchaus in seinem eigenen Kopfe, ohne äußern Einfluß muß gebildet haben.

Denn wer in der Welt von Sand's Bekannten unter teutschen Schriftstellern hätte ein solches Bekenntniß der Schwäche gegen ihn ablegen wollen? Oder in welcher Schrift konnte er eine solche Unterwerfung unter Kotzebue's Allgewalt lesen? Gewiß hat sich zu dieser Empfindung kein Gegner desselben vor der Welt verstanden. Schwerlich auch mochten seiner Freunde und Gesellschafter mündliche Aeußerungen solch einen Gedanken von Kotzebue's Größe in ihm bestärkt haben; denn wir finden würklich in den Akten, daß noch auf seiner lezten Reise mehrere derselben ihn zu überzeugen suchten, wie Kotzebue viel von seinem Einflusse auf das Volk verloren habe, und seine Schriften bei weitem nicht den Eindruck mehr machten, wie ehemals.

Sollte er aber gar vielleicht diesen Glauben an Kotzebue's litterärische Uebermacht aus dessen eigenen Schriften geschöpft haben? Das glaube wer da will; Sand selbst ist gewiß weit davon entfernt dieses einzugestehen, ungeachtet er von den „weibischen Wesen, die in Teutsch-„land mit K. geweint (warum nicht auch gelacht?) und „ihn angebetet hätten" redet. Und wollte er es behaup-

ten, so möchte er um die Gründe verlegen seyn; denn es ist viel zu wetten, daß er bei seiner Beschränktheit in vielem, was Verhältnisse und Litteratur neuerer Zeiten betrifft, nicht den zehnten Theil von Kotzebue's litterärischen Produkten mag gelesen haben. So kannte er nur einzelne Blätter seines litterärischen Wochenblatts, so lernte er ihn erst — nach seinen eignen Worten — dann als Schriftsteller kennen, als seine teutsche Geschichte auf der Wartburg verbrannt ward, welches den richtigen Schluß zuläßt, daß ihm alle Schriften Kotzebue's vor dem 18ten Oktober 1817 nicht bekannt seyn mochten; wenn er seitdem ihre Lektüre nicht sollte nachgeholt haben, und wenn er von „Bahrdt mit der eisernen Stirn" redet, so mag er von dieser berüchtigten Piece wohl gehört haben, es ist aber die große Frage, ob er sie, im Buchhandel und im gemeinen Leben außer Cours, selbst gelesen haben mag.

Darf der Herausgeber ein uraltes aber sehr bezeichnendes Sprichwort anwenden, so würde er sagen: „Sand hat die Glocke läuten hören, und wußte nicht wo sie hing." Er hatte durch ewige Wiederholung von Kotzebue's schädlichem Autorruhm und Einfluß eine große aber zugleich schreckliche Idee von diesem Schriftsteller gefaßt, er brütete sie in seinem finster sehenden Gehirn aus, einzelne Fragmente, die ihm zu Gesichte kamen, z. B. die Vertheidigung der Stourdza'schen Sätze im litterärischen Wochenblatte, jagten ihn vollends in den

Harnisch, und so ward die Idee fest bei ihm, so fest, daß er sogar geflissentlich das Gespräch abbrach, als einige Freunde in Darmstadt ihn von der Unschädlichkeit des Mannes überzeugen wollten.

Zweitens aber sah Sand mit dem nämlichen falschen Blicke, mit welchem er Kotzebue's Größe und Gefährlichkeit anstaunte, auch die Schwäche, oder die Befangenheit unserer teutschen Regierungen unter fremder Gewalt an. Mag er sie tadeln, oder ihnen wenig Zutrauen schenken, weil Teutschland nicht das Ideal seiner vereinigten großen Nation ausmacht, das ist in sofern gleich, als immer die Macht des kleinsten teutschen Souverains gegen einen einzelnen Schriftsteller würde ausgereicht haben. Wenn er aber auf einen Schutz, den K. in diplomatischer Eigenschaft gegen Teutschlands Fürsten würde haben geltend machen können, anspielt, so durchkreuzen und widersprechen sich auch da wiederum seine Ideen. Behauptet er doch selbst, daß Rußland darum Kotzebue zurückberufen habe, weil er in seinem litterärischen Wochenblatte die Stourdza'sche Schrift für offiziell erklärt habe, und war doch gerade dieser Umstand ein Beweggrund zum schnellen Vollzug des Mordes! Wie konnte er denn wohl — wenn anders Sand's erhitzter Geist zu irgend einer vernünftigen und ruhigen Ueberlegung Raum gehabt hätte — sich von der andern Seite einbilden, daß die große nordische Macht an K. litterärischen Produkten, an seinen Fehden mit teutschen

Schriftstellern irgend einen politischen oder diplomatischen Antheil hätte nehmen wollen!

Politischer Spion! — Dafür kannte Sand gewiß keinen andern Beleg, keinen andern Beweis, als das berüchtigte entdeckte Bulletin, und allenfalls das Volksgeschrei. Unangenehm war nun freilich der Inhalt jenes Bulletins, aber die Argumente zu Sand's System, daß durch Theilung der teutschen Stämme (Kunstausdruck) die Allgewalt des nordischen Volks von Kotzebue beabsichtigt worden sey, dürften doch wohl von allen Seiten gar schwach erscheinen.

Und wären sie fest begründet, wie konnte Sand mit der Schaar von 1813, 14, und 15, an dem teutschen Muthe verzweifeln; wie aber insonderheit war er berechtigt, den teutschen Regierungen Schwäche oder bösen Willen zu helfen, vorzuwerfen, ehe bei ihnen der Schritt zur Erlösung Teutschlands von dem sogenannten Erzfeinde Kotzebue gethan war? Ist es doch sogar der richtige Weg in allen gutgeordneten teutschen Ländern — wovon aber freilich Sand wenig wissen mochte — daß, ehe ein Gouvernement bei einer gerichtlichen Stelle zur Rechtsentscheidung gezogen werden kann, erst die nöthige Aushülfe bei ihm selbst gesucht werden muß!

So auch hier — wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf — wäre, wenn Sand's Behauptung irgend ein Gewicht haben sollte, doch wohl vorauszusetzen, daß Kotzebue als Verführer der teutschen Ju-

gend, als Verderber der teutschen Geschichte, oder als politischer Spion, sey es bei Sr. Königl. Hoheit von Weimar, oder nachmals bei dem Herrn Großherzog von Baden, in deren Ländern er lebte, hätte angezeigt, und erwartet werden müssen, ob diese Regierungen hätten helfen wollen und können. Ohne jedoch damit zu sagen, daß Sand auch für diesen Fall als Volksrächer hätte auftreten dürfen.

Sonderbar! Es scheinet nach Sand's Behauptung, daß selbst bei dem Stourdza'schen Angriffe auf die allgemeinen Burschenschaften, deren gefährlichste er die Jenaer nannte, diese zuerst, ehe einzelne Mitglieder derselben zur Herausforderung des von Stourdza schritten, den gesezlichen Weg betrat, und nur Klage gegen ihn bei Sr. Königl. Hoheit von Weimar, vorgelesen und genehmigt in der Burschenschaft, einreichte.

Warum denn bei Kotzebue diesen gesetzlichen Weg überschritten; war er so viel gefährlicher als von Stourdza, oder war seine Unterstützung vom Auslande her kräftiger? Es scheinet doch, daß eine Person nicht mehr wie die andere sich in diplomatischer oder ähnlicher Beschaffenheit in Teutschland befand.

Dieses Thema führet weit, und ist genug berührt, um darauf hinzudeuten, daß die Idee von Kotzebue's Gefährlichkeit — eine, will man sie nicht fixe nennen, doch hohle Idee (der Gallicismus sey entschuldigt)

Sand's war, hervorgebracht durch seine unverdaueten und ungebildeten Begriffe des jetzigen Zeitalters.

Mag daher die Ansicht tadeln: wer da will, der Herausgeber muß bei seinem Satze bleiben: Sand sah à la Don Quixotte in Kotzebue einen Riesen, und in den teutschen Regierungen Zwerge.

## VIII.

## Critik mehrerer von Sand in Bezug auf seine That verfaßten Aufsätze, mit Berücksichtigung seiner eigenen Auslegung derselben.

Der Todesstoß. Das Todesurtheil. Briefe an mehrere Zeitungs-Redactionen. Sand's Brief „an alle die meinigen." Schreiben an die Burschenschaft in Jena. Schreiben an „meine Freunde teutschen Sinns."

In diesem Abschnitte wird nur die Rede von denjenigen Aufsätzen des Inquisiten seyn, welche er aus dem Grunde verfaßte, um seine That zu motiviren, und diese Motiven theils an seine Eltern und Verwandte gelangen zu lassen, theils sie soviel als möglich unter das Volk zu verbreiten: Mehrere Briefe und schriftliche Gedanken von ihm fand man zwar unter seinen und seiner Bekannten Schriften vor; sie enthalten auch zum Theil diejenigen Grundsätze, wozu Sand sich bekennt, deuten aber doch nicht unmittelbar auf den Mord hin.

Daher mag den Anfang dieser näher zu prüfenden Aufsätze

I. der sogenannte Todesstoß machen; merkwürdig in mancher Rücksicht, als öffentliche Rechtfertigung der That, als ein Document, welches dem Volke zum Andenken hinterlassen ward, zum Belege für die Grundsätze des Thäters und seiner Zwecke, und endlich als ein mühsamer, ein Vierteljahr lang bearbeiteter Aufsatz, der mit unzähligen Abänderungen endlich in die Form kam, in welcher Sand ihn mit sich nach Mannheim brachte [23].

Es ist dieser Todesstoß auf einem ganzen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen des nämlichen Papiers angeklebt ist, sehr sauber und correct geschrieben. Er hat das Ansehen einer Affiche in größerem Formate, wozu er auch ursprünglich bestimmt war; seine Länge ist etwa anderthalb Schuh, die Breite die eines auseinander gelegten, gewöhnlichen Papierbogens; um ihn fortbringen zu können, war er in Briefform zusammengelegt.

Dieser Aufsatz erhielt aber erst nach und nach Form und Inhalt, so wie er jezt vorliegt. Denn

---

23) Dieser Todesstoß ist in der Beilage III. zum erstenmal vollständig, und diplomatisch genau abgedruckt. — Ein Auszug daraus stand zuerst im Schwäbischen Merkur, und nachmals in andern öffentlichen Blättern.

Sand versichert, diese Schrift im lezten Vierteljahre in Jena verfaßt (V. I. Fr. 14. 15 — 18.), und sie mehr als einmal überarbeitet und abgeändert zu haben; diese Abänderungen hätten sowohl die äußere Form, als den Sinn des Ganzen betroffen. Anfangs wäre die Schrift dazu bestimmt gewesen, in Kotzebue's Hände zu kommen, was aber nach ihrer nachherigen Erweiterung nicht mehr zu passen geschienen habe; es sey daher mehr eine Schrift an das gesammte Volk geworden.

Er hätte sich vorgenommen gehabt (V. I. Fr. 19.), dieselbe in Form eines Briefes an Kotzebue bringen zu wollen, durch welchen er über sein unredliches Verfahren gegen das Vaterland zur Rede gestellt werden sollte, doch habe er sich noch nicht deutlich gedacht, wie er den Brief an Kotzebue gelangen lassen wolle (V. I. Fr. 18.).

So habe es denn Anfangs darin geheißen:

„Schreiben an A. v. Kotzebue."

und statt des jetzigen Motto habe er früher geschrieben gehabt:

„Kraft führt zur Einheit."

Auch der Satz:

„Wo blieb in aller Welt jene Begeisterung, die
„uns in dem Jahre Dreizehn für das Höchste
„ermuthigte?"

sey erst später hineingekommen; und eben so die Sätze

über Bildung der Ueberzeugung und des Willens in jedem Einzelnen, welche erst dann hinzugefügt worden, als der Aufsatz die Richtung an das Volk bekommen habe.

Sand entwarf einige Concepte von diesem Todesstoße (V. I. Fr. 34.), wovon aber, wie er behauptet, mehrere auf gewöhnliche Art untergegangen seyn sollen. Die Urschrift — so nennt er dasjenige Concept, von dem er die nach Mannheim gebrachte Reinschrift genommen hat — will er seinen Eltern zugeschickt haben, mit dem Bemerken, daß sie dieselbe soviel möglich im Drucke erscheinen lassen, und auch wohl an die Redaction der Speyerer Zeitung einschicken sollten. Weitere von ihm selbst verfertigte Abschriften habe er an die Redacteurs in Bamberg und Bremen besorgt.

So lautet Sand's Behauptung; alle diese Abschriften aber befanden sich in demjenigen Pakete, von welchem es, aus den im Abschnitte III. S. 47 angegebenen Gründen, unmöglich war, irgend eine Spur aufzufinden, und nicht einmal denjenigen, dem es zur Besorgung anvertraut ward, mit Gewißheit herauszubringen. Bei den Untersuchungs-Acten befindet sich daher keine einzige dieser Abschriften, sondern nur allein das Original.

Nur bei den in Darmstadt vorgefundenen Effecten des Verbrechers (V. II. Fr. 203.) fand sich ein durch unendliche Correcturen und Durchstreichungen beinahe un-

leserliches Concept des Todesstoßes. Es soll, nach Sand's Aussage, das allererste Project gewesen seyn, bald verändert, bald erweitert, bis er so weit gekommen sey, daß er eine Abschrift davon habe machen können.

Sein Zweck bei Fertigung dieser Schrift war (V. I. Fr. 22. 23.), nach seiner eigenen Angabe, folgender:

„Er habe diesen Aufsatz darum ausgearbeitet, daß, „wenn es dazu käme, er eine Vorbereitung auf Kotze„bue's Tod seyn solle. Die Absicht bei Verfassung der „Schrift sey lediglich die gewesen (V. I. Fr. 24.), dem „gesammten Volke bei einem so auffallenden Auftritte „klare Rechenschaft zu geben, um des Thäters Ueber„zeugung auszusprechen. Er habe sich die Würkung da„von versprochen, daß diese seine Meinungs-Aeußerung „an die eines jeden Einzelnen im Volke anstoßen, und „sich entweder brechen, oder der übereinstimmenden „Ueberzeugung desselben zur gegenseitigen Bildung will„kommen seyn werde."

Eine kurze Uebersicht des Inhalts dieses Aufsatzes, wie er ihm in seinem ersten Verhöre vor Augen stand, gab er sohin an (V. I. Fr. 2.):

„Er habe sich darin ausgesprochen, daß er nichts „mehr scheue, als den jetzigen Zustand der Schläfrigkeit „und Feigheit, und daß Kotzebue der Schandbube und „Erzknecht sey, der diese zu befördern suche. Daß er „ihn eben deßwegen als den Verführer unseres Volkes,

„den Schänder unserer Geschichte, und den Verräther „des Vaterlandes niederstoße; dann habe er gesagt, was „werden sollte und werden könnte von unserm Volke in „jetziger Zeit."

Um aber diesen Inhalt näher zu zergliedern, mag es dienlich seyn, des Inquisiten allgemeine Erklärung über die in dem Todesstoße ausgesprochenen Grundsätze voranzuschicken.

„So gewiß — sagt er — (V. I. Fr. 25.) die in „jenem Aufsatze enthaltenen Aussprüche in ihm die in„nerste Ueberzeugung vom Guten seyen, so gewiß er „von der Menschheit den innigen Glauben hege, daß „die Mehrzahl immer im Streben nach der Entwickelung „des Menschlichen und Guten begriffen sey: so sehr sey „er auch getrost, daß diese Hoffnungen nie werden un„terdrückt werden können, und der Erfolg sey auf alle „Fälle für seine Ueberzeugung als glücklich vorausgesezt „worden."

„Einen bestimmten Zeitpunkt, wann diese Hoffnung „sich habe entwickeln können, habe er sich eben so wenig „gedacht, als jede That, alle äußeren Umstände, das „ganze Treiben der Natur und sogar das leichtfertige Spiel „im Menschenleben, eine gewisse Zuversicht gewähren, ir„gend einen bestimmten Zeitpunct voraussetzen läßt [24],

---

24) Bemerk. Hier scheint im Zusammenhange etwas zu fehlen; allein Inquisit hat seine Antwort wörtlich so dictirt.

Die Bemerkung ist überflüssig. Es fehlt nichts.

„eben so wenig habe er auch nur irgend einen sicheren „Erfolg sich voraus zu bestimmen und zu hoffen gewagt. „Dieses alles habe aber ihn, wie jeden Menschen, nicht „von der Handlung abhalten dürfen, weil er ja überzeugt „sey, daß des Menschen Bestimmung sey, sobald er „etwas als wahr, klar erkannt habe, es zum Besten des „Ganzen öffentlich zu bekennen, und wenn er durch sei„nen freien Willen nach seiner Ueberzeugung sich zu et„was selbst bestimmt habe, müsse er es ausführen. Also „habe er weder bestimmte Hoffnung noch einen bestimm„ten Zeitpunkt auf günstige Neigung der Umstände zu „ihm vorauswissen wollen."

Im Uebergange nun zu der bestimmten Critik dieses Aufsatzes bemerkt der Herausgeber zuförderst, daß — sollte es auch etwas paradox klingen — ein System, und zwar ein ziemlich logisch richtiges darin nicht zu verkennen ist, sobald man den Aufruf nicht einzeln, sondern in Verbindung mit andern, vom Verbrecher schriftlich und mündlich geäußerten Grundsätzen ansieht. Ferner, daß einige Stellen desselben unserem jetzigen Zeitalter, vielleicht auch dem gesellschaftlichen Verhältnisse aller Zeiten angemessen sind, und Wünsche aussprechen, welche wahre Volksfreunde gar oft äußerten, und noch jezt wiederholen.

Dahin mag — um die beste Deutung anzunehmen — der Satz gerechnet werden: „Frei die Gewissen! frei die „Rede! Der Mensch soll sich nach freier Lust weiden an

„dem göttlichen Lichte, zu dem die Quelle in ihm; er „soll nach der höchsten Erkenntniß ringen, und soll seine „Ueberzeugung ungehindert an der eines jeden andern „weiter bilden und erproben können."

Oder: „der Mensch, sey er auch in den traurigsten „niedrigsten Verhältnissen geboren, ist geschaffen, ein „Ebenbild Gottes zu werden."

Allein im Grunde will das weiter nichts sagen, als eine Bestätigung der alten Wahrheit: daß sobald man einzelne Sätze aus einem zusammenhängenden Ganzen aushebt, man viel gute und böse Moral daraus schöpfen kann.

Denn, den ganzen Aufsatz im Zusammenhange genommen, wird es wohl jedem Unpartheiischen — von dem Richter kann hier nicht die Rede seyn — nicht entgehen, daß er mit Grundsätzen angefüllt ist, die aller bisher bestandenen Ordnung entgegenlaufen, und ein Ganzes aufstellen, welches das Gesetz jeder civilisirten Nation, mag ihre Regierungsform seyn, welche sie will, als Meinung des Einzelnen zum Volke geredet, verdammen muß.

Dem Herausgeber scheint es — und mancher Leser wird vielleicht mit ihm einverstanden seyn — daß in diesem famösen Todesstoße folgende Hauptgrundzüge anzutreffen sind:

1) Die Anzeige des zu unternehmenden Mordes.

2) Die Darlegung der Gründe zur That.

3) Eine kurze Apologie des Thäters.

4) Ein Eingriff in geistliche und weltliche Regierungsform; und endlich

5) Ein Aufruf an das Volk, sich selbst, mit Hintansetzung der gesetzlichen Formen, seine Verfassung oder sein sogenanntes Volksglück zu bilden; also möchte wohl in so weit, und wie Inquisit selbst nicht läugnet, Hochverrath im weiteren Sinne des Worts durch Ermahnung an die Menge zum Aufruhr, darin anzutreffen seyn.

Es ist nämlich zu 1) der Vorsatz, „den August „von Kotzebue niederzustoßen,“ dem gesammten Volke erklärt, und mehrfach unterstrichen. Zu 2) aber wird der Grund zwar kurz, aber in Beziehung auf das Vorausgesagte dahin angegeben: „K. wird niedergestoßen „als der Erzknecht und das Schutzbild dieser fei„len Zeit — als Verderber und Verräther mei„nes Volkes.“ In eben so kurzen Worten ist endlich zu 3) die Apologie des Thäters gefaßt, wenn es heißt: „Ein Zeichen muß ich euch geben, muß mich ge„gen die Schlafheit erheben, weiß nichts Edleres „zu thun, als K. niederzustoßen.“

Also deutet Sand an, daß er, nach seiner Ansicht, die edelste That seines Lebens begehen werde.

Weit mehr Stellen belegen aber zu 4) den Eingriff in geistliche und weltliche Regierungsformen.

Sand mißbilligt nämlich „die wollüstige Herr„schaft, tief gegründet auf gleicher schlechten Gewöh„nung im Volke.“ Da hätte er nun freilich gar nicht Unrecht, wenn ihm mancher wollüstige Regent der Vorzeit geschichtlich vor Augen gestanden hätte. Es mag ihm auch allenfalls nachgesehen werden, daß er von der Gegenwart spricht; allein dem sogenannten „Gängelbande der strengen öffentlichen Aufsicht“ durfte er sich — so lange er Staatsbürger, und zwar einer der jüngern, welcher der Aufsicht um so weniger entwachsen war, blieb — nicht entziehen, ohne sich einer beabsichtigten Umwälzung der weltlichen Regierungsform verdächtig zu machen.

„Diese wollüstige Herrschaft und zügellose Will„kühr — heißt es weiter — ruhet zur genugsamen „Stütze auf dem Lohn und Eid der Amtleute und „Soldaten.“ Das muß näher beleuchtet werden. Unter Amtleuten wird wahrscheinlich der Verfasser des Todesstoßes keine eigentlichen Beamten in Städten und auf dem Lande sich gedacht haben, sondern überhaupt „Staatsdiener“, wenn er anders bei seinen, nach allen Anzeigen ziemlich beschränkten, Ansichten der neuesten Verhältnisse die Absicht gehabt haben sollte, diesen ihren nicht zu reichlich zugemessenen Dienstlohn, oder ihren Eid, dem Dienstherrn treu, hold und gewärtig zu seyn, vorzuwerfen. Mag man dieses als Phrase ansehn! Mit den Soldaten verhält es sich

nicht ganz so; denn Sand ist ein entschiedener Feind des stehenden Militärs, oder, wie er es nennt, „der „Soldaterei.“

Ueber dieses Institut hatte er sich in der Punctation, welche er den auf der Wartburg versammelten Studenten zu Eingehung eines Vertrags am 18. Oct. 1817. mittheilte, sehr energisch dahin ausgesprochen:

„10). Urfeinde unseres teutschen Volksthums „waren von jeher

a) die Römer;

b) Möncherei, und

c) Soldaterei.“

Auch äußerte er bei der Gelegenheit, als ihm jener Aufsatz zum Anerkenntniß vorgelegt ward: er könne im Frieden kein stehendes Militär leiden. Es sey Werkzeug der Despotie, die immer mehr Oberhand gewinne.

Weiter eifert dieser Aufsatz auch gegen den „Geld„dienst.“ Dieser soll „schalten statt jener ehrenvesten „Rechtschaffenheit, die sich der Zeit hingegeben hat ꝛc.“ Ist darunter gemeint ein Dienst verwaltet blos in Hinsicht auf Gewinn, ohne vorherrschende Beachtung der Amtspflichten, so wäre an dem Tadel nichts auszusetzen; allein es scheint eher, daß darauf hingedeutet werden soll, wie in dem geträumten volksthümlichen Staate jeder Einwohner das Staatsamt als Bürgerpflicht gratis zu bekleiden habe, und so wäre dieses von der einen Seite

zwar ein gar empfindlicher Eingriff in den Beutel der Besoldeten, von der andern aber eine treffliche Ersparniß-Rubrik für jedes künftige Budget. Vielleicht aber ist in dem Bezuge auf Nro. 4. eine der merkwürdigsten Stellen folgende:

„Diese reinmenschliche nothwendige Grundlage für „jede Menschen-Gesellschaft, diese muß für das „teutsche Reich gewonnen werden. Nur wenn „dieser einzig rechtliche Zustand erkämpft ist — nur „dann kann von weitern Unterhandlungen die Rede „seyn."

Wollte man freilich den Ausdruck „teutsches Reich" synonym mit „Teutschland" verstehen, so könnte man allenfalls die Sache gehen lassen; aber das kann wahrlich der toleranteste Ausleger nicht einräumen, wenn er in der nämlichen Schrift Ausdrücke wie folgende findet: „Wir Teutsche ein Reich und eine Kirche," oder „Trennung der Bruderherzen durch scharfgezogene „Gränzen," oder „Zerrissenheit der Brüder lastet noch „auf unserem Lande."

Und wenn der Inquisit — wie im vorigen Abschnitte vorkam — sich laut gegen die Theilung Teutschlands in kleinere Völkerschaften ausspricht, wenn er dessen Heil nur in einer Vereinigung unter ein großes Volk finden kann, so mag er der beste Ausleger seiner Worte seyn.

Dieser Zustand der Vereinigung soll „erkämpft

werden“ — mit wem und wie aber die „weiteren „Unterhandlungen“ alsdann angeknüpft werden sollen, bleibt zweifelhaft.

Aber auch in geistliche Regierungsformen, oder in die Angelegenheiten der Kirche, greift der Todesstoß ein. „Löset die alten Ketten des Papstthums“ heißt es, eine Kirche!“ „Die Spaltung zwischen geist„lich und weltlich sey vernichtet!“ „Die Reformation „muß vollendet werden.“

Diese Idee einer vollständigen Reformation, die wahrscheinlich die Vereinigung aller christlichen Kirchen zur Folge haben sollte, lebte sehr stark in Sand. An einer anderen Stelle seines Todesstoßes sagt er:

„Die Reformation, vor drei Jahrhunderten be„gonnen, wollte unser Volksleben nach dem Ebenbilde „Gottes erneuen; — sie ist noch nicht vollbracht.“

Und in einem Briefe an E. drückt er sich darüber so aus:

„Laß uns auf der Hut seyn, daß nicht auch auf „uns jene Schmach sitzen bleibt, die seit zweihundert „Jahren traurig genug auf den teutschen Protestanten „lastete, weil sie bei den verwirrten Verhältnissen nach „der Reformation nicht zur That kommen, und bei „Mühlberg und zu vielen andern Zeiten nicht siegen „oder sterben konnten.“

Diesen Eingriff in geistliche und weltliche Regierungsformen läugnete auch Sand auf Vorhalten (V. I.

Fr. 27.) gar nicht ab, sondern gab zu erkennen: „er „habe bei dem schreckenden Ereignisse zugleich seine wahre „Meinung überhaupt aussprechen wollen, um damit, so= „viel seine einzelne Stimme vermögen mochte, auf das „Ganze belebend einzuwürken."

Indessen darf man alle diejenigen Aeußerungen Sand's, welche unter dieser vierten Nummer recen= sirt sind, für sich allein betrachtet, richtiger eine Ein= mischung, als einen Eingriff in geistliche und weltliche Regierungsformen nennen. Denn er stellt da Sätze auf, deren Erfinder er nicht ist, und die schon oft in mehreren Schriften und Reden wiedergehallt haben, und würde nur in so fern zu tadeln seyn, als er unrich= tige Ansichten in das Publikum hätte verbreiten wollen. Dadurch allein wäre aber kein Eingriff in Regierungs= formen, und noch weniger ein Hochverrath hergestellt.

Nur wegen seines Aufrufs an das Volk und da= mit im Zusammenhange werden ihn zu 5) beide Beschul= digungen härter treffen müssen.

„Du mein teutsches Volk, erhebe dich zur hohen „sittlichen Würde der Menschheit" — heißt es — aber die Mittel zu dieser Erhebung, nach des Verkündigers Beipiel sind Dolche und Banditenstreiche!!

Weiter:

„Eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott, sie „— die höchste und einzige — ist die Gottähn= „lichkeit."

Dieser Satz, übrigens anscheinend unschuldig, erläutert sich durch das oben näher zergliederte System des Verbrechers. Denn nach diesem ist die Gottähnlichkeit nichts anders, als die feste Ueberzeugung der Rechtmäßigkeit einer Handlung, in jedes Einzelnen Brust gefaßt, und von Gott geprüft, durchzuführen ohne weitere Rücksicht auf Gesetze.

Es ist aber diese Gottähnlichkeit auch mit den merkwürdigen Worten des Todesstoßes: „Ein Christus kannst du werden!" angedeutet. Denn Sand umschrieb und erläuterte sie in seinem Verhöre so: (V. I. Fr. 57. 59.) „Er habe diese „erkannte und durchstudierte theologische Wahrheit, die „in den verschiedenen theologischen Schriften so verschie„den ausgedrückt sey, in diese einfache Form gestellt, „weil sie ihm so am meisten angesprochen."

„Der Sinn sey: Christus zeigt überall, und insbe„sondere im Evangelium Johannis und in den Paulini„schen Briefen auf sich, daß er gekommen sey, allen „Menschen ein rechtes Vorbild zu werden, wie sie als „Menschen göttlicher Art leben sollten; er offen„bart aufs neue, daß der Mensch von Gott geschaffen „sey, Gottes Ebenbild zu erstreben, und daß er auch „ein Kind Gottes werden könne. Er spricht zu den Um„stehenden, die ihn deßhalb verklagen wollten, daß er „aussagt, er sey Gottes Sohn, ein Gott gefälliger „Mensch: seyd ihr dann nicht Götter, wie es dort ge-

„schrieben steht? Er lehret uns, daß Gottes ewige gro-
„ße Gnade uns mit dem göttlichem Ebenbilde dadurch
„betheiligt habe, daß er die Quelle für alle Wahrheit
„und Gott-Anschauung in uns gelegt habe, ein Pfund,
„das recht zu benutzen sey, daß er uns dazu die göttliche
„Anlage der freien Kraft des Willens gegeben habe, wo-
„durch wir das Schlechte ewig von uns abzuhalten und
„wiederum von uns wegzustoßen vermögen, und dagegen
„für alles, was wir für göttliche Art halten,
„unablässig schaffen und würken können.
„Ein Mensch nun, der das Göttliche, soviel in seinen
„Kräften steht, zu erkennen sucht, der an dem Schlech-
„ten nie Wohlgefallen finden wird, sondern es so viel
„als möglich von sich abzuhalten sucht, und dagegen
„das Gute allenthalben nach Kräften giebt, der stellt
„Gottes Ebenbild auf Erden dar, und hat Christum le-
„bendig in sein Herz aufgenommen; das meine er mit
„jener Stelle."

Wer aber auf solche Art ein Christus geworden ist, oder wer — mit andern Worten — das Göttliche in sich erkannt hat, dem darf sich Niemand bei der Ausführung seiner Erkenntniß hindernd entgegenstellen, oder er wird aus dem Wege geräumt, er muß niedergestoßen werden.

Zu diesem Schritte nun — um sich das wahre Volksleben, die christliche Begeisterung des freien teutschen

Bürgers zu erwerben — fodert Sand im Todesstoße bestimmt und laut das teutsche Volk auf.

Unverkennbar liegt dieses in der Stelle:

„Bereitet euch, entscheidet euch auf Leben und Tod."
„Löset endlich euern Willen."

Vornehmlich aber in dem Aufruf:

„Du mein teutsches Volk hasse, morde alle die,
„so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr über-
„heben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen, und
„dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunst-
„werk in ihren hochweisen Händen halten und treiben
„wollen."

So unzweideutig diese Stelle ihrem Wortlaute nach ist, so wenig hat auch der Inquisit sich bemüht, derselben eine andere Erklärung geben zu wollen.

Denn als er unter andern im Schluß-Verhör befragt ward: (V. II. Fr. 363.) ob er durch seine Schrift „Todesstoß" das Volk zum Morde, und zur Eigenmacht habe aufrufen wollen? erklärte er: „Das habe er thun wollen, für den Fall nämlich, wenn das Göttliche in ihm (dem Volke) unterdrückt werde."

Doch muß hier noch dasjenige nachgeholt werden, was der Inquisit in einem seiner lezten Verhöre über diese Stelle des „Todesstoßes" sagte:

„Es folge daraus noch nicht, daß er auf irgend
„eine Verbindung, oder Mitwürkung gerechnet habe.
„Denn, wenn seine ausgesprochenen Grundsätze nicht

„die allgemeine Stimme erhielten, so würden sie ohne „Würkung verhallen. Sein Todesstoß setze also kei„neswegs eine Verbindung voraus. Was ihn selbst „betreffe, so habe er nie geläugnet, daß er wünsche, „daß seine Grundsätze, die er ausgesprochen habe, auch „allgemein anerkannt werden, weil er es selbst für das „Höchste halte." (V. II. Fr. 535.)

So auch als ihm die gefährlichen Folgen seines Beispiels und seines Aufrufs im „Todesstoße" mit besonderer Anwendung auf den Vorfall in Schwalbach, vorgehalten wurden, äußerte Sand: „Wenn „sein Beispiel auf Löhning gewürkt habe, so sey „nicht er, sondern L. dafür verantwortlich. Wenn „übrigens der Pr. J. wie es verlaute, die Landstän„dische Verfassung im Nassauischen nur zum Schein „eingeführt habe, um das Volk desto schrecklicher zu be„trügen, und L. nicht auf rechtlichem Wege das Volk „habe retten können, so werde L. sich nicht so sehr „geirret haben." „Uebrigens kenne er diesen L. ganz „und gar nicht." (V. II. Fr. 536.)

Damit sey die Betrachtung über den „Todesstoß" geschlossen. Daß ein Fragment aus demselben bald nach geschehener That, und ehe man die Deutung mancher Stellen sicher auffassen konnte, in öffentlichen Blättern erschien, war nicht wünschenswerth, und dagegen eine andere öffentliche Bemerkung sehr richtig:

daß ein guter Hausvater das in seinem Hause befindliche Gift vor den Kindern zu verwähren pflege.

---

II. Das sogenannte Todesurtheil hängt, seinen Zwecken und seiner Form nach, mit dem Todesstoße genau zusammen. Seine Existenz ist öffentlich in Zweifel gezogen worden, und in so fern mit Recht, als es nie zu den Untersuchungs-Akten gekommen ist, und überall nicht bestimmt werden kann, ob es noch vorhanden, oder für die jetzige und Nachwelt untergegangen sey. Daß es aber von Sand vor seiner That, und in Bezug auf dieselbe verfaßt ward, mit dem Bemühen, es unter das Volk zu verbreiten, kann gar keinen Zweifel leiden, da der Verbrecher dieses bestimmt aussagte, und da sogar der Umstand, daß der Beschwerden gegen Kotzebue und der Motiven, warum er für das Volksleben geopfert werden mußte, im Todesstoße nur mit einigen Worten Erwähnung geschieht, vermuthen läßt, daß Sand diese seine Beweggründe in einem besondern Aufsatze umständlicher zur öffentlichen Kenntniß bringen wollte.

So lange nicht Sands in Jena zurückgelassenes drittes Paket zum Vorschein kommt, ist keine Hoffnung da, diese Schrift selbst zu erhalten; man muß sich einstweilen an demjenigen halten, was er selbst über ihren Inhalt angiebt.

Den Todesstoß und das Todesurtheil — sagt er — (V. II. Fr. 221.) habe er zugleich bearbeitet. Anfangs habe lezteres die Hauptschrift werden sollen, allein in der Ausarbeitung habe sich der Todesstoß mehr erweitert, und das Todesurtheil mehr auf Herzählung der Beweggründe zur That beschränkt.

Der Todesstoß beziehe sich überhaupt auf die Sache des Vaterlandes (V. II. Fr. 222.), das Todesurtheil aber blos auf die That.

Todesurtheil habe er es genannt (V. II. Fr. 223.), weil die Gründe des Kotzebueschen Mordes darin aufgezählt seyen; er habe es auch „Todesurtheil" überschrieben, und, soviel er glaube, es mit seiner Namens-Unterschrift versehen.

Er habe darin gesagt: (V. II. Fr. 218.) „daß
„K. der Verführer der teutschen Jugend und der Verderber der teutschen Geschichte sey, und da so viele
„erhobene Stimmen nicht gehört worden seyen, und
„kein schützendes Gericht finden könnten, so trete er
„im Volksgefühle gegen ihn auf, um das Gesetz
„des Volks und des Reichs an ihm zu vollziehen. Dann habe er dem teutschen Volke gesagt, daß
„wenn es nicht das Schicksal der Griechen theilen
„wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten
„von Palamis und Platea unter die Herrschaft des
„Philippus gekommen seyen, so müsse es vorzüglich
„unter sich gegen den Verrath Aufsicht halten."

Ueber die in dieser Aeußerung (V. II. Fr. 219.) vorgekommenen merkwürdigen Worte: „Gesetz des Volks und des Reichs," — welches er an K. habe vollziehen wollen, näher constituirt, erklärte der Inquisit, wahrscheinlich ausweichend; „er habe darunter verstanden, daß bei allen Völkern die Verräther bestraft „würden, übrigens habe er das ungeschriebene gemüthliche Gesetz verstanden."

Das Brouillon von diesem Todesurtheil, behauptet Sand (V. II. Fr. 195.), müsse sich unter den Papieren finden, welche er in einem Pakete in Jena hinterlassen habe. Er habe weiter keine Abschriften davon gefertigt (V. II. Fr. 226. 227.), sondern hätte gewollt, daß sie durch seinen Freund A—s gemacht, und an mehrere Zeitungs-Redactionen geschickt werden sollten.

Etwas näheres über den Inhalt dieser Piece wollte Inquisit nicht angeben können, die Ursache, warum jenes Concept nicht zu den Akten gebracht werden konnte, ist schon angezeigt, und so schließen sich damit die Notizen über das Todesurtheil.

---

Es sind schon früher erwähnt:

III. Einige Briefe Sands an mehrere Zeitungs-Redaktionen,

zu dem Ende geschrieben, um seinen Todesstoß und

das Todesurtheil im Publikum zu verbreiten. Auch diese sind dermalen als untergegangen zu betrachten, da das verschollene Paket sie enthielt; aus des Inquisiten Angaben geht über ihr Daseyn und ihren Zweck Folgendes hervor.

Es will Inquisit zwei Schreiben an die Bamberger und Bremer Zeitungs-Redaktion mit seinem Namen unterzeichnet, angefertigt haben, deren Inhalt er dahin angiebt: (V. II. Fr. 229.)

„Ich ersuche Sie, die beikommenden Sachen (To-„desstoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudru-„cken, aber nicht eher, als bis Sie die Nachricht er-„halten, daß A. v. K. durch meine Hand gefallen sey; „komme ich durch für eine andere That für das Va-„terland, so verschweigen Sie meinen Namen rc.“

Diesen leztern Zusatz will er für den Fall gemacht haben, wenn es hätte unbekannt bleiben sollen, daß er Kotzebues Mörder sey. Daß er seine Eltern in einem Briefe gebeten, dafur zu sorgen, daß der Todesstoß an den Redakteur der Speyerer Zeitung gelange, ist schon gesagt worden.

Zweierlei war bei dieser Aussage höchst auffallend, einmal, daß Inquisit, nachdem diese Briefe expedirt waren, noch 14 Tage lang in der Welt umherzog, ohne zu fürchten, daß, bei Ankunft derselben an die Adresse, die Redakteurs sogleich Schritte thun würden, um seine That zu hindern; dann aber sein unbeding-

tes Vertrauen zu diesen Männern, welches so weit gieng, daß er erwartete, sie würden, wenn der Mord geschehen sey, den Namen des Mörders verschweigen.

Ueber Beides stellte man ihn zur Rede. Den ersten Zweifel suchte er durch die Behauptung zu lösen: (V. I. Fr. 55.) Er habe sich nicht darum bekümmert, daß die Empfänger jener Briefe, um die That zu verhüten, schnelle Nachrichten an Ort und Stelle hätten gelangen lassen können, doch habe er würklich aus diesem Grunde seine Reise abgekürzt. (V. II. Fr. 263.) Er habe es übrigens so eingerichtet, daß die Aufsätze nicht eher als nach vollzogener That hätten bekannt werden können, wenigstens habe er es so gehofft. Denn A—s werde die Papiere, wenn er sie gefunden, nicht sogleich weggeschickt haben. — Den andern Anstand aber wollte er dadurch heben (V. I. Fr. 57.), daß er versicherte (V. II. Fr. 263.), wie er zwar mit dem Bamberger und Bremer Zeitungsschreiber in keiner Verbindung stehe, sie aber ihrem guten Rufe nach kenne, und auf diesen habe er lediglich gebauet.

Der Herausgeber hat nun allenfalls die moralische Ueberzeugung — und vielleicht theilt mancher Leser sie mit ihm — daß in diesem Punkte irgend etwas vom Inquisiten muß hinterhalten seyn, welches aber in Ermangelung aller Materialien noch zur Zeit weiter in's Klare zu stellen unmöglich war. Denn es fällt in's Unglaubliche, ja in's Widersinnige, daß Sand,

der mit ruhiger, tief durchdachter Umsicht zu Werke gieng, damit er des Gelingens seiner That gewiß seye, und nicht entfernt einen Dritten in Mitwissenschaft oder Verantwortung hineinziehen möge, sich selbst und den Ausgang seines Planes in die Hände fremder ihm beinahe ganz unbekannter Personen sollte hingegeben haben. Seine Aufklärungen sollen absichtlich auf Leichtsinn hindeuten; allein dieser liegt so wenig in seinem Charakter, als die Vorbereitungen zum Morde und dessen Vollbringung davon die entfernteste Spur verrathen. Es ist daher kaum etwas anders zu vermuthen, als daß bei der Bestellung dieser Briefe solche sichere Maßregeln getroffen waren, daß sie nicht vor verübter That, sondern zugleich mit oder nach ihr, an die Adressen eintreffen konnten.

Uebrigens versichern die obengenannten (V. I. [66.] V. II. [60.] V. II. [65.]), zum Theil eidlich vernommenen Redakteurs, daß ihnen von jenen Briefen, oder ihren Beilagen überall nichts zugekommen sey.

---

Bleiben wir noch einen Augenblick bei dem verhängnißvollen Pakete stehen, so soll sich darin auch befunden haben

IV. Der Brief Sand's an alle die Meinigen. Jena Anfangs März 1819. 24)

durch einen sonderbaren Zufall, der aber dermalen nicht

24) Diesen Brief hat man schon in mehreren öffentlichen

aufzuklären ist, ward dieser Brief allein von allen angeblich in jenem Pakete befindlich gewesenen Schriften, jedoch nur in Abschrift zu den Akten gebracht. Wer das Original besitzt, hat aus den Abs. III. S. 47. angegebenen Gründen bis jezt nicht ausgemacht werden können, es gelangte aber, wie die Untersuchungsakten ergeben, würklich in die Hände von Sand's Eltern. Nach dieser Abschrift hat also der Brief hier nur abgedruckt werden können, sie ist jedoch gleichlautend mit den Abdrücken in verschiedenen öffentlichen Blättern, vom Inquisiten für jenes Schreiben anerkannt, und kam durch seinen Bruder, den Appellations-Gerichtsadvokaten, zu den Untersuchungsakten.

Aber auch in der in Darmstadt aufgefundenen Brieftasche des Inquisiten traf man ein Concept, oder vielmehr fragmentarische Gedanken zu diesem Schreiben an, die wohl zu der Ueberzeugung führen können, daß dasselbe — gleich dem Todesstoße — nicht auf einmal aus dem Drange der Empfindung, sondern mit allmähligen Verbesserungen, und nach einem zur Grundlage festgestelltem Systeme ausgearbeitet ist. Dieses zeigen nicht nur die unendlichen Correcturen, welche das Concept kaum leserlich lassen, sondern auch Sand's eigene Aeus-

Blättern gelesen; der Vollständigkeit wegen ist er, als ein merkwürdiges Aktenstück, in der Beil. IV. diesem Werke angehängt.

Aeußerung: (V. II. Fr. 197. 202.) „daß in das Con„cept nur einige Gedanken niedergelegt worden, welche „alsdann in das Schreiben aufgenommen, und weiter „ausgeführt seyen."

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Skizze, welche sich, zu jenem Schreiben entworfen, in der Schreibtafel vorfand, und woraus die systematische Bearbeitung desselben hervorgeht. (V. II. [138.] Anl.)

1) That, Entschluß.

2) Leben bisher, Grundsätze.

3) Bestimmung ob erreicht?

4) Abschied.

Um nun einen Blick auf dieses Schreiben selbst zu werfen, so verwahrt sich der Herausgeber dagegen, daß man ihm es nicht zur besondern Nachsicht, oder zur Befangenheit für schöne Phrasen anrechnen wolle, wenn er, nachdem er diesen Aufsatz gelesen und wiederholt gelesen hat, aus voller Ueberzeugung versichert, daß — so sehr er dessen Thema, den gräßlichen Meuchelmord, verabscheuet — ihm die Ausführung vieler Sätze in dieser Schrift wohl gefällt, und daß er innig bedauert, sowohl daß eine so vollendete Ausführung an einen so häßlichen Gegenstand verwendet ist, als auch daß das vorgefundene Concept ihm immer sagen will, das war nicht aus dem Drange des Herzens, sondern nach einem regelmässigen Modelle geschrieben.

Alles was Sand's Familie in diesem Schreiben

unmittelbar berührt, ist kindlich treu ausgedrückt, und darum, und selbst in Hinsicht der Diction, ist dieses Schreiben über alle sonst bekannte Aufsätze Sand's und namentlich über seinen Todesstoß weit erhaben. Schade, daß nicht, statt Kotzebue's schändlichem Morde, der Kampf für das Vaterland gegen feindliche Heere der Gegenstand des Schreibens war, dann wäre es eines Spartanischen Jünglings — seine Länge abgerechnet — werth gewesen.

Dieses die allgemeine Ansicht; über die darin aufgestellten Sätze ist weniger zu sagen, da sie eine Wiederholung des Systems sind, wozu Inquisit sich bekennt.

Wir sehen auch hier die „Sache Gottes" wahrscheinlich „das Göttliche im Menschen" gleich Anfangs wieder vorgeschoben, und eben so die „Reformation" in das Spiel gezogen. Was aber der Verfasser des Briefs damit sagen will:

„Der Anfang zur Erneuerung unseres teutschen Le-„bens wurde in den lezten zwanzig Jahren — mit Gott „getrostem Muthe begonnen" mag man sich nicht leicht erklären; denn das waren ja gerade die Zeiten der französischen Revolution und der Franzosen-Herrschaft, die Sand so sehr befeindet.

Die nun folgende Darstellung der Bewegungs-Gründe zur That gegen Kotzebue enthält nichts neues, und nichts weiter, als was Inquisit laut und zwar als seine Anregung zum Morde bekannt hat, und worüber

er in seinem Verhöre ausdrücklich erklärte (V. II. Fr. 316.), daß alles, was in diesem Briefe über Kotzebue stehe, noch jezt seine wahre Ueberzeugung sey.

In der Folge des Vortrages wird allerdings der Ausdruck sehr verdächtig:

„Möchte ich durch diese Volksrache (Sand als „Repräsentant des souveränen Volkes!) alle Regen und „Gemeinsinnigen (sollen das vielleicht die Handvesten seyn, deren sein Schreiben an seine Brüder teutschen Sinnes erwähnt?) darauf hinverweisen, von wo„her Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die „Furcht aller, und die rüstige Jugend gegen die rechte „Spitze kehren ꝛc."

Dann stoßen wir nun natürlich auch wieder „auf den „immer noch verrissenen und entwürdigenden Staaten„bund des gemeinsamen Vaterlandes Teutschland."

Von da an aber, wo Sand auf seine Familien-Verhältnisse, auf die Bildung, die er von seinen Eltern empfieng, und auf den Schmerz, sich von ihnen und seiner vorgesezten Laufbahn trennen zu müssen, kommt, wird das Schreiben durchaus unverfänglich, und muß die Theilnahme des Lesers für diese Gegenstände erwecken. Wenn Sand von seiner Mutter behauptet, daß sie „ihn auch diesesmal zum Kampfe vorausschicken würde" so ist dieses eine Voraussetzung, welche ohne irgend eine Unterstützung dasteht, und durch den Auffatz seines Lehrers Saalfrank in der Münchener poli-

tischen Zeitung vom 8ten Juli d. J. allenfalls ihre Widerlegung zu finden scheint.

Genug von diesem Schreiben, das unter mehreren eigenen Aufsätzen, die sich auf Sand's That beziehen, allenfalls das weniger verfängliche genannt werden kann.

---

Wir gehen nun vielmehr zu denjenigen beiden Schreiben über, welche unter des Inquisiten Papieren in Jena angetroffen wurden, und die jedem Leser, wenigstens beim ersten Anblicke, darum äußerst verdächtig scheinen müssen, weil in ihnen Rechenschaft seiner That an zwei — moralische Personen könnte man etwa sagen — gegeben wird.

Dahin gehört:

V. Das Schreiben an die teutsche Burschenschaft in Jena, Anfangs März 1819. 25)

Sand erklärte (V. II. Fr. 8. 9.), daß er dieses Schreiben in sein Zimmer, welches er unaufgeräumt verlassen, gelegt, wo es wohl die Hausleute, in deren Händen der Schlüssel gewesen, oder Freunde, die Bücher zu suchen gekommen seyn möchten, gefunden haben, und zum Schrecken aller, die nichts ahneten, an

---

25) Siehe Beil. V.

den rechten Ort gebracht haben würden, nämlich an die Vorsteher der Burschenschaft.

Diese Vermuthung Sand's traf jedoch nicht zu, denn der Akademische Senat, dem sogleich durch Estafette Nachricht von Mannheim aus gegeben ward, fand dieses Schreiben nebst dem „an die Brüder teutschen Sinnes" in einem Umschlage von blauem Papier, mit Sand's Pettschaft versiegelt (V. II. [296.] Beil. 4.), und der Ueberschrift „Briefe zu besorgen" in seinem Pulte vor, und sie wurden später im Originale zu den Untersuchungs-Akten gebracht.

Ueber dieses Schreiben selbst ist wenig zu sagen; es ist kurz gefaßt, enthält nur im Allgemeinen, daß Sand Volksrache üben wolle an dem Verräther Kotzebue, und sein Begehen, aus der Burschenschaft entlassen zu werden, damit kein Anstoß an ihm genommen werde. Dabei konnten allein Sand's Verhältnisse zur Burschenschaft, und daß er anscheinend einer Entlassung aus dieser Gesellschaft bedurfte, Anstand erregen; seine Aufklärung darüber gehört aber in den IX. Abschnitt, wo von der Jenaer Burschenschaft die Rede seyn wird.

Es konnte ferner auffallen, daß er sagt: „ich begehre noch vor meinem Abgange aus der Burschenschaft entlassen zu werden."

Indessen ist leicht einzusehen, daß Sand vor seiner Abreise keinen Beschluß der Burschenschaft er-

wartete, noch weniger gesonnen war, ihr seine vorhabende That anzuzeigen, sondern daß sein Schreiben, datirt vom Anfange März, nur dereinst belegen sollte: ich war, als ich am 23sten März den Mord verübte, nicht mehr in der Jenaer Burschenschaft, der ich schon früher resignirt hatte.

---

Weit bedeutender jedem Unbefangenen, selbst dem der Sand's eigene Erläuterungen darüber liest, ist aber

VI. Das Schreiben an meine Freunde teutschen Sinns, vom Ende März 1819.

(Nach Inquisitens Erläuterung ein Schreibfehler, weil es Anfangs März heißen soll.) [26])

Im Allgemeinen sagt der Inquisit darüber: (V. II. Fr. 21. 22.)

„Es hat dieser Brief die Absicht gehabt, meinen „näheren Landsleuten und Freunden meine That zum „Abschiede in ihrem gehörigen Lichte zu entdecken. Ich „habe darin gesagt, daß ich von meinem Innern ge„rufen, jezt dahin gehe, den A. v. K. als den Erz„knecht der falschen weibischen Zeit und als den Ver„räther des Vaterlandes niederzustoßen; ich sage ihnen „dieses, hoffe, daß sie in irgend einer Zeit der Ge-

---

26) Siehe Beil. VI.

„fahr des Vaterlandes, wie ich jezt, eben so handeln „werden, und darunter sezte ich meinen Namen und „hoffte, daß es öffentlich herumgegeben werde von „meinen näheren Landsleuten, daß es lesen möge, wer „wolle, wie auch die Ueberschrift beweiset.“

Uebrigens behauptet Inquisit (V. II. Fr. 35.), dieses Schreiben zur nämlichen Zeit mit dem an die Burschenschaft zu Jena verfaßt zu haben, obwohl nicht gerade an einem Tage.

Auf= und Ueberschrift des Briefes waren schon an sich merkwürdig genug, um darüber nähere Auskunft von dem Verbrecher fordern zu müssen.

Die Aufschrift „meinen Freunden teutschen Sinnes“ führte natürlich auf die Frage: (V. II. Fr. 29.)

„Wen er unter diesen Freunden verstehe?“

„Diese Ueberschrift — erwiederte Sand — heiße nicht: meinen teutschen Ordensbrüdern, oder meinen Mitverschwornen, oder denen, die mit mir von „dem großen verborgenen Geheimnisse wissen, sondern „sey unschuldig, und gewöhnlicher Weise überschrieben, „und der Ueberschrift nach öffentlich gemeint, so daß „alle teutschen Studenten in Jena, mit denen er allen „wenigstens bekannt, mit den meisten aber sehr gut „gewesen sey, es zu lesen bekommen sollten. Diejenigen, die als Teutsche nicht gemein oder leichtfertig „und lüderlich hinlebten, sondern zum Wohl des teut„schen Volkes sich herauszubilden beeifern und sich ih=

„rem Vaterlande weihen, diese haben ein Streben mit „ihm, diesen sey es noch besonders gemein, während „es solchen, die etwa darüber höhnen und spotten soll„ten, nach Durchlesung wieder aus den Händen ge„wunden ist.“

Man fragte ihn weiter: (V. II. Fr. 36.)

„Warum er zwei verschiedene Schreiben verfer„tigt habe, das eine an die Burschenschaft, und das „andere speciellere an seine Freunde ꝛc.?“

Die Antwort war: „weil außer der teutschen „Burschenschaft noch viele teutsche Studenten und ihm „befreundete Seelen in Jena lebten, denen allen er „dieses zur Aufmunterung zugedacht habe.“

Auf weiteren Vorhalt: (V. II. Fr. 38.) „Wer „diese Freunde teutschen Sinns seyen?“ erklärte Sand:

„Welcher Teutsche, wie er auch das teutsche Va„terland liebe, und sich für dasselbe zu bilden suche, „habe gemeinsames Streben mit ihm. Er traue die„ses nach seinem guten Glauben zu den Menschen je„dem zu, und wolle keinen davon ausschließen, könne „sie also, die mit ihm von gleichem Stamme geboren, „und von gleicher Liebe zum Vaterlande durchdrungen, „nicht besonders angeben. Wenn man aber diese Fra„ge: wer das Vaterland liebe, öffentlich aussprechen „werde, so hoffe er, sie werden jubelnd sich herzudrän„gen, und ihre Namen angeben.“

„Es scheine — entgegnete man ihm weiter — „(V. II. Fr. 37.), daß er mit diesen Freunden in ge„nauer Verbindung müsse gestanden haben.“

Er erwiederte:

„Er habe, wo es so räthlich war wie hier, sein „Vertrauen nie knauserisch zugemessen, und da es ihm „hier darauf ankam, recht viele zu gleichem Ernste zu „stimmen, so hätte es ihm wohl verkehrt gedünkt, hier „mit Vertrauen zu sparen, wo es doch fast gar kein „Vertrauen mehr war, sondern blos eine von ihm selbst „geschehene Auseinandersetzung dessen, was er that, damit „der Einzelne in gleichem Falle wisse, was er meine, was „das Beste sey; wenn er dieses für etwas Geheimes „und für Geheimeres als das Schreiben an die Bur„schenschaft gehalten hätte, so würde er es auch an„ders untergebracht, und nicht dem Zufalle der Entde„ckung Preis gegeben haben.“

Unter jener Aufschrift standen noch die Worte: „zu übergeben dch Frd. Asmis.“

An diesen Auftrag wollte (V. II. Fr. 24.) Inquisit sich Anfangs nicht erinnern, räumte aber doch, als ihm das Schreiben vorgezeigt ward, die Richtigkeit jener Worte ein, und versicherte, es wäre ihm solches entfallen.

Endlich erklärte er die Unterschrift: „euer teutscher Bruder“ dahin: (V. II. Fr. 34.) er nenne

„sich so gegen Jedermann, weil er von gleichem „Stamme mit ihm geboren sey."

Dem Untersuchungsrichter mußte — wie dieses vielleicht auch bei manchem Leser der Fall seyn wird — das Ausweichende und Unzureichende dieser Antworten auffallen; denn es konnte der Aufmerksamkeit nicht leicht entgehen, daß

a) Das zweite Schreiben, wenn es nicht etwas besonders bezwecken sollte, ganz unnütz war, weil Sand's genaueste Bekannte sich wohl meistens in der Burschenschaft befanden.

b) Daß die Auf- und Unterschrift in beiden Briefen nicht ohne Absicht so ganz verschieden gefaßt seyn mochte.

c) Daß das zweite Schreiben viel vertraulicher lautete als das erste, und weit mehr enthielt, als die bloße Anzeige der That, worauf das erste sich lediglich beschränkt.

d) Daß Sand doch wohl wissen mußte, wem A—s dieses Schreiben vorlegen sollte, da er nicht damit in Jena, oder gar — nach der cosmopolitischen Erklärung des Inquisiten, in seinem Verhöre, über den Begriff eines teutschen Freundes, — durch alle teutschen Stämme umherziehen konnte.

e) Diese Vermuthung ward dann auch noch bestätiget, als in späteren Verhören Sand diejenige Gesellschaft nannte, an die das Schreiben zunächst gelangen sollte. Davon im IX. Abschnitte.

Hier wird es nur noch darauf ankommen, den Inhalt des Briefes näher auseinander zu setzen.

Der erste Abschnitt enthält nichts weiter, als Sand's Absicht, Kotzebue zu morden. Nur der Schluß:

„Möge der Erfolg für unser gemeinsames
„Streben seegenreich werden!"

ist allerdings merkwürdig.

Darüber giebt der Inquisit folgende Auskunft: (V. II. Fr. 24.)

„Darunter verstehe er: möge der Erfolg seiner „That dem gemeinsamen teutschen Vaterlande, für das „jedes Herz erglühe, so wie er sich dafür geopfert habe, „zum Nutzen und nicht zum Schaden gereichen."

Und das gemeinsame Streben will er so erklären:

„Er habe diese Schrift so überschrieben (V. II. Fr. „28.), daß sie allen zukommen möge, die in Jena als „Teutsche auch an das teutsche Vaterland denken, und „sich dafür bilden, und es nicht verläugnen, sondern da„für handeln werden wie er. Darin bestehe also das „zwischen ihm und einem andern Teutschen gemeinsamen „Streben, daß er an das Vaterland mit Aufopferung „denke wie er, und da seine Worte durch seine That „eine ernste Bedeutung bekamen, so wollte er dieses aus„gehen lassen, in der jungen Welt recht viele zur männ-

„lichen Resignation und Aufopferung für's teutsche Va„terland anzufeuern.“

Im Allgemeinen bemerkte Sand über Fassung und Inhalt dieser Schrift Folgendes: (V. II. Fr. 63.)

„Er habe sie mit der allgemeinen Ueberschrift, die „an Alle gehe, in ein Pult hingelegt, welches jeder Su„cher mit bloßer Hand habe eröffnen können; hätte er „sie an die Heimlichkeit gerichtet, so würde er auch einen „bessern Unterkunfts-Ort ausgeforscht haben. Daß man „bei einer jugendlichen Schrift, die wie diese eilig ge„schrieben, nie verlangen könne, daß ein gediegenes ge„gen alle Seiten so gestelltes Werk herauskomme, daß „Jedermann gezwungen sey, den Sinn im Allgemeinen „und im Besonderen so völlig zu verstehen, wie der Ver„fasser ihn genommen wissen wolle. Wenn also Dun„kelheit oder Unübereinstimmung mit dem Ganzen und sei„nen Zwecken sich irgendwo finden sollte, so werde Nie„mand den richtigen Sinn deuten können als der Ver„fasser.“

Man ließ denn auch Sand bei dem zweiten Abschnitte des Schreibens, welcher seinen lezten Willen enthält, den Ausleger seiner eigenen Worte seyn.

So mußte er erklären, wen er unter dem Ausdrucke verstehe: „die Freunde, die etwa schon Anse„hen beim Volke erlangt haben.“

„Darunter sagt er — (V. II. Fr. 30.), verstehe „er die Gunst der öffentlichen Meinung, die sich für

„Rechtschaffenheit, für Geistesgröße, für große Tugen„den und Thaten auf einzelne Menschen werfe."

Und später behauptete er: (V. II. Fr. 77.) „er „habe mit dieser Rede nur einen Blick mit der Phantasie „in die Zukunft gethan, denn so lange Leute auf der „Universität seyen, hätten sie weder Bürgerrecht, noch „ein Recht zu stimmen im Staate, was er sehr wohl „wisse, und er könne daher unmöglich so verkehrt den„ken, von solchen Leuten zu hoffen, daß unter ihnen „welche seyen, die die Gunst der öffentlichen Meinung „sich erworben hätten."

Ja er wollte sogar aus der Sache einen Scherz machen, indem er äußerte:

„Unter Studenten könne er unmöglich Leute verste„hen, die sich die Gunst der öffentlichen Meinung schon „erworben hätten, es müßten denn Wunderkinder seyn, „wie der Neunjährige Dr. Witte, oder sie müßten durch „Umstände in eine solche Lage versezt seyn, wie jener „Baierische Student, der im Niederländischen Erbfolge„Kriege die Hauptstadt München von den Oesterreichern „befreite."

Allen Scherz in einer so wichtigen Sache beiseite, stehe hier noch eine anscheinende Parallelstelle aus einem Briefe eines Freundes des Sand, S—s, an ihn, der in der Beil. VII. abgedruckt ist:

„Wir Jünglinge stehen ja fast allein im Vaterlande

„(kaum 10 der ältern wollen ja unbe-
„dingt das Wahre)

welche Aeußerung dieser in einem Verhöre dahin erklärte:

„Darunter verstehe er solche (V. II. [302.]), wel-
„che sich damals um den bessern Zustand des Studenten-
„lebens mit Eifer bekümmert hätten, namentlich Pro-
„fessoren."

Die ferneren Worte des Schreibens: „so sehr sie „sich auch zum Kampfe hervordrängen mögen," — wollte Inquisit damit abfertigen:

„Diese Stelle sey aus Körners Gedichten nach-
„geahmt, (V. II. Fr. 31.) — so drängt das Volk doch
„jubelnd sich zur Pflicht."

Und als man die Auflösung dieser Phrase in Beziehung auf seine Freunde teutschen Sinnes verlangte, war die Antwort:

„Er habe gemeint (V. II. Fr. 52.), wenn irgend
„ein Braver in seinem Innern etwas als für's Vater-
„land nothwendig erkenne, so werde er nicht achten auf
„alle seine Güter und sein Leben, und sich wie er her-
„vordrängen, die Gefahr für's Vaterland zu überneh-
„men."

Also sezte Sand bei jenem Schreiben voraus — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahin gestellt — daß es an Leute seines Systems gelangen werde.

Den weiteren Ausdruck „wenn das Land frei „werden sollte," erklärte er aber dahin (V. II. Fr.

33.), „daß er nichts weiter darunter verstehe, als was „man in aller Welt unter diesem so oft gehörten Rufe „verstehe." Also den Zustand eines Volksglücks, den wir schon aus seinem im vorigen Abschnitte vorgelegten Systeme kennen.

Die fernern Worte (V. II. Fr. 75.) „auf daß gleich der „rechte vollendete Zustand geschaffen werde" veranlaßten die Instanz: „ob nicht dieser vollendete Zustand der Frei- „heit sein und seiner Freunde Zweck sey?" Allein auch da war dem Inquisiten folgende umschreibende Erklärung zur Hand:

„Den lezten Schluß könne er in so fern zugeben, „als er mit allen guten edeln Menschen gemeinsame Sa- „che haben wolle, ohne daß man daraus schädliche Fol- „gerungen gegen ihn ziehen könne. Denn er strebe das „Wohl jedes seiner Brüder und Mitmenschen zu för- „dern."

Der Schluß dieses Schreibens: „Kann ich durchkom- „men u. s. w." erklärt sich von selbst aus demjenigen, was im II. Abschnitte über den Plan des Verbrechers zur Flucht vorgekommen ist.

Die Untersuchungs-Commission glaubte jedoch noch tiefer in den Sinn dieses merkwürdigen Schreibens sei- ner allgemeinen Richtung nach eindringen, und dem In- quisiten vorhalten zu müssen, daß aus dem Zusammen- hange dieser Schrift eine Einweihung, ein Ein- verständniß zu einem höheren Zwecke, und die Lei-

tung desselben mit größter Wahrscheinlichkeit hervorgehe.

Sand verlangte, man solle ihm die Gründe dieser Behauptung vorlegen, und man hielt ihm nunmehr näher vor, daß soviel die Einweihung und das Einverständniß betreffe, solche aus seinen eigenen Worten hervorgiengen, nämlich „gemeinsames Streben, „mein lezter Wille an euch, die hohe gemeinsame Sa„che, Aufzählung der verschiedenen Eigenschaften seiner „Freunde, und sein Ausspruch, daß sie zum gemeinsa„men Zwecke verwendet werden sollten."

Seine ausführliche Erklärung (V. II. Fr. 73.) über diesen Vorwurf stehe hier mit seinen eigenen Worten:

„Ueber den Ausdruck „gemeinsames Streben" „habe er sich schon genugsam erklärt. Man könne bei „Jünglingen schon dieses gemeinsame Streben dadurch „genugsam voraussetzen, weil sie zu gleichen Zwecken sich „für's Vaterland aus Macht ihrer Kräfte zu bilden su„chen, um Muster für ihr Volk zu werden, und ihre „Stellen im Staate dereinst gehörig auszufüllen. Mit „jedem, der nicht die Sache der Menschheit und des Va„terlandes völlig aufgiebt und zum Schurken wird, habe „er ein höchstes gemeinsames Streben, auch ohne daß „etwas verabredet wurde; er könne nicht begreifen, wie „bei dem so offenen und vertraulichen Zusammenleben „aller Jenaischen Studenten diese Rede auf geheimes

Ein-

„Einverständniß und geheime Verbindung gedeutet wer-
„den könne.

„Der Ausdruck „mein letzter Wille an euch" sey
„aus dem Zwecke des Schreibens selbst hervorgegangen.
„Er wollte in möglichst feierlicher Rede das Ergreifende,
„was ihr die von ihm bekannt werdende That etwa ver-
„leihen möchte, benutzend, recht ernst, und so, daß für
„immer ein Stachel, sich dem gemeinsamen Vaterlande
„zu weihen, in sie käme, mit aller Macht der Rede
„sprechen, damit recht viele zu Großthaten für das teut-
„sche Vaterland gewonnen werden möchten. Der Sinn
„dieser Redensart sey also der: Anderthalb Jahre habe
„ich unter euch gelebt und kenne euch alle, und habe je-
„den teutschen Stammgenossen, besonders euch im In-
„nersten lieb, ich weiß, daß ihr mich in meiner ruhigen
„stillen Gemüthsart anerkannt, und mich auch lieb habt,
„so möge euch dieses dann bewegen, daß ihr auf diese
„meine lezten Worte recht acht habt, und sie so viel als
„möglich als die Worte eines für immer Scheidenden
„treu ins Leben einführt; wer mir je lieb war, beweise
„mir seine Liebe hier durch die That, für die hohe ge-
„meinsame Sache."

Anlangend die Herzählung der verschiede-
nen Eigenschaften seiner Freunde, „so sey
„einleuchtend, daß diese Art zu reden freies Gebilde der
„Phantasie sey, und dieses müsse nach gewöhnlicher Re-
„deweise eher einleuchten, als der hineingelegte Sinn.

„Er schaue hin über alle und wisse, daß jeder eine ver„schiedene Gabe habe, womit er dem Vaterlande nützen „solle; um nun lebhaft und ergreifend zu sprechen, greife „er — wie in der Bibel immer von Reuen, von Sün„den die Rede sey, oder von Eigenschaften, die in's Him„melreich führen, die aber nie in der Würklichkeit so vor„gefunden werden — um lebhaft zu reden, greife er ein„zelne Gaben auf und sage, wie sie zum Wohl des teut„schen Vaterlandes am förderlichsten gebraucht werden „könnten, und dieses rede er an jeden Einzelnen, „daß er sich prüfe und seine Gabe vor Gott ge„rade so gebrauchen wolle, wie sie die beste Frucht „bringe, damit auf diese Weise durch richtige Selbst„bestimmung jeder Einzelner vor Gott und vor dem „Vaterlande, dem es so Noth thue, die Ueberein„stimmung aller zu einem, und eines jeden zum „Ganzen zu Tage gefördert werde. Er habe es seinen „lezten Willen genannt, daß solche, die Vor„züge des Geistes hätten, körperliche Aufopferungen „meiden sollten, um mit dem Geiste dem Vaterlande zu „dienen — damit, was ihm das Gehässigste sey, das „Schauen eines auf den andern nicht dahin ausarte, daß, „einer über den andern klügelnd und schimpfend, alle „das Vaterland darüber vergessen, wie es schon so oft „gegangen sey. Die Aufzählung, wie sie verwendet „werden sollten, sey blos Geschöpf seiner Phantasie, ge„schaffen mit Rückblick auf die Geschichte. Er könne sa-

„gen, daß er nichts persönliches, und würklich nichts „anderes gedacht habe, als wie er schon angegeben, daß „jeder Einzelne sich darin spiegeln werde, und, seine „Selbstbestimmung erkennend, sie mit der letzten Mah„nung eines Scheidenden werde um so ernster umfassen „und durchleben."

Die Leitung — hielt man dem Inquisiten weiter (V. II. Fr. 43. Fr. 74.) — sey aus seinen eigenen Worten zu folgern, wenn er unter andern sage, man solle einige der Freunde in den Hinterhalt stellen u. s. w.

Auf diese Bemerkung erwiederte er:

„Eine Leitung von selbstständigen Menschen werde „sich nie anders gestalten, als daß jeder sich selbst leite."

„Es sey hierzu allerdings Uebereinstimmung nö„thig, daß, wenn einer bei drohender Gefahr zurückbleibe, „er von andern nicht geschimpft werde. Er habe aber „auch gerade diese schöne Uebereinstimmung der Einzel„nen, die sich in so vielen edeln Zeiten auch eingefunden „habe, so daß man übereinstimmte, ohne etwas verab„redet zu haben, so daß jeder Einzelne von sich alles „forderte, ohne auf seinen Mitbruder zu sehen (gemeint). „Es sey das ganze Ziel seines ernsten Abschiedes gewe„sen, gerade diese schöne Einigkeit, die keines Zwanges „von Außen bedürfe, zu schaffen, damit die Nachkommen „die jetzige Zeit als eine edle möchten preisen können; „und da dieses sein eigentlicher Trost sey, und sich in „den lezten Zeiten als würklich gezeigt habe, so könne er

„nicht begreifen, wie man dieses gerade auf Ordens-„und Bundeswesen deuten wolle.“

Ein weiterer Commentar zu diesem umständlichen Sandischen würde überflüssig seyn; der Beurtheilung eines Jeden bleibt es überlassen, ob er diese Erläuterung des Inquisiten für ausreichend halten will; ein Urtheil darüber auszusprechen, kommt dem Herausgeber nicht zu.

---

# Beilagen.

## Beilage I.

### Ist die Zeichnung der Dolche ꝛc.

---

## Beilage II.

### Sand's Brief an seine Aeltern.

---

Wertheste Aeltern!

Ich bin Ihnen bisher treu geblieben, ich habe mich Ihren älterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuern Aeltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden, und war auf meine Bildung mit Ernst für einen hohen Beruf dereinstens in meinem teutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, sowohl in Regensburg als hier auf der Universität bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach Vorwärts begriffen gewesen sey: daher kann ich Ihnen nun, theuere Aeltern, ganz offen meinen festen Entschluß vortragen, und darf um so mehr hoffen, daß Sie sich als so liebende sorgsame Aeltern in Rücksicht meiner beruhigen, und daß Sie, als so teutsch gesinnte Aeltern, mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen

suchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieser Ruf gilt dießmal auch mir. —.

Mit innerem Kampf, glauben Sie mir es, hielt ich mich das Leztemal, als es Teutschlands Befreiung galt, zurück, und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tausende für Teutschlands Wohl kampf- und siegbegierig auf dem Platze stunden, und daß ich noch meinem näheren Berufe zu leben pflichtig sey, konnte mich abhalten.

Jezt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die schon hie und da in unserm Vaterlande so schöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten; der allweise und allgütige Gott hat für uns noch diese große Prüfung, aber gewiß auch die lezte aufbewahrt; — wir sollen nun zeigen, ob wir dieses hohen Gutes würdig seyen; ob wir sie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und sichern können. Die Gefahr, in der sich gegenwärtig Teutschland befindet, dadurch, daß die französischen Banden noch nie so wüthig an ihrem Abgott hingen, und dadurch, daß die schändlichste, meineidigste der Verschwörungen sich vielleicht über halb Europa verbreitet hat, war vielleicht noch nie so groß. Daher erhebe sich wiederum Teutschlands Jugend und bewähre an dem leichtfertigen Gesindel ihren Muth! Daher ist es nöthig, daß von allen Seiten Aufrufe geschehen, und daß die Edelsten von allen Seiten zusammeneilen! Auch von hier aus eilen die braven Nordteutschen zu ihren Bannern; die Würtembergischen Landstände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung, und von allen Seiten geschehen Erbietungen zu freiwilligem Dienste und Tode für's Vaterland. — Mag der Geist zu Hause bei uns und in B. seyn, wie er will, auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meine theuern Aeltern und Geschwisterte, und für aller Guten, die mich

lieben, Freiheit mitzukämpfen, und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Gränzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen; würde ich Ihnen nicht solche Gesinnungen kund thun; so weiß ich wohl, daß ich teutsche Eltern habe, die mich für einen feigen Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden. — Ich bringe zwar dadurch, daß ich aus meinem schönen Studium herausgerissen werde, daß ich mich muß vielleicht von Ungebildeten und Rohen hudeln lassen, dem Staate große Opfer; ich fühle es gar wohl; aber das schwillt jezt meinen Muth, mir erst meine und meines Volkes Freiheit zu sichern, und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können.

Ich nehme nun auf eine Zeit Abschied von Ihnen, theuerste Aeltern, und von Allen, die mir theuer sind.

Ich will auch hier Ihren treuen Ermahnungen folgen, und mit Gott werde ich auch hier auf dieser neuen Lebensbahn rein und mit mir selbst zufrieden aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen, und mich immer auf dem Pfade des innern Höheren, über alles Irdische Erhabenen erhalten. Vielleicht wird mir auch gar die hohe Wonne zu Theil, hier und da in dem stürmischen Gewühl eine schöne Seele vor dem Sinken und Untergange zu erretten. — Immer soll mich Ihr theures Bild umschweben; immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühe und Gefahren des heiligen Krieges bestehen zu können.

Schließen Sie mich auch ferner in Ihr andächtiges Gebet ein; — Gott wird Ihnen in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drückenden Zeit Kraft und Hoffnung auf ein Bes-

seres zukommen lassen. — Nur wenn uns Gott den Sieg verleihet, haben wir Hoffnung, uns in Baldigem recht froh wiederzusehen; sollte dieß, was Gott verhüten wolle, nicht der Fall seyn; so ist mein lezter Wille, daß Sie biedere teutsche Aeltern und Verwandte nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen! —

Doch warum uns einander das Herz so schwer machen? — Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es ist ja ein gerechter Gott, — warum sollte uns nicht der Sieg werden? —

Machen Sie daher auch mir in Ihren nächsten Briefen, denen ich sehnlich entgegensehe, und die Sie nur noch hieher schicken mögen, von wo aus sie dann auch weiter befördert werden sollen, das Herz nicht bange. —

Und nun leben Sie nochmals wohl! Leben Sie immer wohl und getrost! — Wiedersehen werden wir uns auf jeden Fall in einem freien Lande. Ich bleibe bis in den Tod

Ihr

getreuer gehorsamster Sohn

Karl Ludwig Sand.

Tübingen am 28. April

1813.

Wie auch die Hölle brauset,
Gott deine starke Faust
stürzt das Gebände der Lüge — —

Th. Körner.

Vielleicht geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!

Th. Körner.

Machen Sie meinen Entschluß meinen theuern Geschwisterten, meinen Schwägern, und meinen Lehrern und

Freunden kund, und sagen Sie ihnen Allen in meinem Namen ein herzliches Lebewohl.

---

# Beilage III.

## Todesstoß dem August von Kotzebue.

---

Nur in der Tugend Einheit!

---

Unsere Tage fodern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch, entscheidet Euch auf Leben und Tod!

Offene nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten und die Lage des Volks sollte die Blüthe seyn von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit.

Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thront, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Der teutschen Sitte Kraft ist gespalten an dem Wust fremder Ziererei und hält sich nimmermehr im Hausleben, — fehlt uns für den Willen die That und der Jugend das Vaterland! Hofschranzen und Gelddienst schalten statt jener ehrenvesten Rechtschaffenheit, die sich der Zeit hingegeben hat, und in ihr ist morsch geworden. Die

Bürgertugend krümmt sich vor jedem Winke der Hoheit und fährt mit der schon geballten Faust an den Geldsack. Knechtische Faulheit zerfrißt unsere Knochen; Kühnheit und Heldenmuth zeigen sich in papierener Rüstung, und man hat den Gott vergessen, der bekannt seyn will mit Gebet und That. —

Wo blieb in aller Welt jene Begeisterung, die uns in dem Jahre Dreizehn für das Höchste ermuthigte? Sie schlug durch das ganze Volk hin wie ein leerer Höhrauch — und weil sie nicht als reine Flamme in jedem Herzen loderte, so vermissen wir sie schon selbst. —

Tiefbegründet auf gleicher schlechten Gewöhnung im Volke stehet die wollüstigste Herrschaft, und zügellose Willkühr bedarf keine anderen Schutzwaffen, als Trennung der Bruderherzen durch scharfgezogene Gränzen; des Gängelbandes der strengen öffentlichen Aufsicht; als der Wiegenlieder und Trägheitspredigten, und sie ruhet zur genügsamen Stütze auf dem Lohn und Eid der Amtleute und Soldaten.

Viele im großen teutschen Volke mögen es mir zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr als die Feigheit und Faulheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich Euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit —; weiß nichts Edleres zu thun, als

den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit — dich Verderber und Verräther meines Volkes — August von Kotzebue — niederzustoßen. —

Du mein teutsches Volk, erhebe dich zur hohen sittlichen Würde der Menschheit. Eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott; sie — die höchste und einzige — ist die Gott-

ähnlichkeit, — des Menschen freier Geist und seine freie schöpferische Kraft. Mein teutsches Volk, du hast kein eigenes, kein edleres Besitzthum, sie ist dein höchstes Gut. Erkenne, wahre dir diesen Glauben, diese deine Liebe zu Gott. — Lasse dein Heiligthum nicht mehr unter die Füße treten. Der Mensch, sey er auch in den traurigsten, niedrigsten Verhältnissen geboren, ist geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene christliche Freiheit! Ehre vertraue nur dem freien Mann! Hasse die Verräther, die Knechtesseelen, die falschen Seher, die dieses nicht wollen; hasse die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die dich von jedem kühnen Entschluß abhalten; hasse, morde alle die, so sich in freyler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in dir vergessen, und dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunstrad in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen.

Frei die Gewissen! Frei die Rede! Der Mensch soll sich nach freier Lust weiden an dem göttlichen Lichte, zu dem die Quelle in ihm; er soll nach der höchsten Erkenntniß ringen und soll seine Ueberzeugung ungehindert an der eines jeden andern weiter bilden und erproben können! —

Aber der Mensch soll auch diese Ueberzeugung bewähren, er soll leben und handeln, er soll seine göttliche Schöpferkraft — seinen Willen — üben und geltend machen. Dazu haben wir die ganze Macht des Willens empfangen, nicht daß wir blindlings als über ein Stück Ackers über uns entscheiden lassen, sondern daß wir uns in allen Lagen des Lebens selbst bestimmen, und darin beweiset sich alle Tugend, daß wir an allem, was im Volke werden soll, selbstthätigen Antheil nehmen, und so nach eigener Entschließung thun, was wir

Alle wollen, nicht was Einer aufdringt: Löset endlich Euern Willen!

Dieß ist die einzige reinmenschliche, dieß die nothwendige Grundlage für jede Menschengesellschaft; diese muß für das teutsche Reich gewonnen werden. Nur wenn dieser einzig rechtliche Zustand erkämpft ist, — nur dann kann von weiteren Unterhandlungen die Rede seyn.

Mein teutsches Volk, gewinne Selbstvertrauen und den hohen Muth, den schon einzelne deiner Helden in sich trugen! Dieß ist der rechte Feiergeist des Lebens, daß du das, was die heiligen Schriften des Christenthums und die Vorzeit lehren; das, was deine Dichter singen — thuest und nicht blos anstaunest oder es nimmst als leere Fabeln. — Bruder, das Höchste und Heiligste, was deine Seele kennt, den Zustand einer geläuterten, gottbeseeligten Menschheit sollst du fromm und muthig erstreben.

„Ein Christus kannst du werden!"

So erkenne, mein Volk, die Zeit, wo nach langer Irrfahrt, Freudigkeit und Einheit ins Leben wiederkehren soll! Die Reformation, vor drei Jahrhunderten begonnen, wollte unser Volksleben nach dem Ebenbilde Gottes erneuen; — sie ist noch nicht vollbracht! denn noch lastet Gewissenszwang, Knechtschaft, Zerrissenheit der Brüder auf unserem Lande, und Keiner kann sich einer christlichen, rein menschlichen Ordnung erfreuen. Brüder, löset die alten Ketten des Papstthums, die Ketten der Herrscher-Willkühr! — Wir Teutsche — ein Reich und eine Kirche! Die Spaltung zwischen geistlich und weltlich sey vernichtet! Glaube, Lehre und That sollen sich in Eines zusammenthun, und in der christlichen Begeisterung des freien teutschen Bürgers neu aufleben! Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder verlasset einander nicht

im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath straft mit Knechtschaft die Geschichte — Ihr habt sie vor Euch!

Auf! ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, besinne dich, ermanne, befreie dich! —

## Beilage IV.

### An alle die Meinigen.

Treue ewig theure Seelen!

Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und schwankte, Euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und schneller vorübergehn; doch die Liebestreue wäre dadurch verlezt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unserem Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. — Also heraus aus der umschlossenen bangen Brust; hervor du lange große Qual der lezten Rede, die aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

Euch bringt dieß Blatt des Sohnes, des Bruders lezten Gruß zurück!

Gesagt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unseres Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dieß ist unstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, wenn die Sache Gotter durch unsere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; dieß für uns der entehrendste Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde, und

wofür sich Tausende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuthe wieder erschlafen, wenn die Reformation der alten abgelebten Art jezt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsere Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unseres teutschen Lebens wurde in den lezten zwanzig Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813, mit Gott getrostem Muthe begonnen, das väterliche Haus ist vom Grund aus erschüttert; Vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, treu und schön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsere Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwicklung des höheren Menschlichen im teutschen Volke. Warum beugen sich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieser Argen? Soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben? —

Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungeahndet bis aufs völlige Verderben unseres Volkes hin bei uns ihr Spiel. — Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Teutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und stehet dennoch, geschüzt durch seine heuchlerische Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, troz seiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Teutschlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in seinen Halb-Russischen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen, denn diese Russischen Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen, oder zur Zeit

der

der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen: soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet seyn —; so muß er nieder! —

Ich spreche immer: wenn etwas Heilbringendes erstehen soll, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit und Begeisterung des teutschen Volkes erwächst uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht und für die höchsten Güter mit Hintansetzung alles Lieben nur den Tod liebt. Wer soll auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehen? In Angst und bittern Thränen oftmals zum Höchsten gewandt, warte ich schon geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all meines Gebetes keiner, und es hat auch jeder, so gut, wie ich, das Recht, auf einen andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher, und wer sollte uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den teutschen Boden verlassen, und in Rußland seine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht jeder und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? — Also nur muthig daran! Auf ihn will ich Gottgetrosten Muthes losgehen (erschreckt nicht!) ihn den Schänder und Verführer unseres Volkes, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden, und uns in die Hände der arglistigsten Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch

Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne den falschen feigen Schurken, ist dieß für mich, wie für jeden Teutschen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein strenges Muß geworden. — Möchte ich durch diese Volksrache alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, von woher Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Teutschland, den immer noch verrissenen und entwürdigenden Staatenbund aus der nahen großen Gefahr zu erretten; möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten. — Schreien und Reden wirken nicht — nur die That kann einen — möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühles, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns aufgeregt ist, unterhalten, mehren helfen —: so wären alle meine höchsten und lezten Wünsche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen bisherigen schönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde.

So lebet wohl, ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und euere Erwartungen, wie meine Wünsche sind wohl getäuscht, doch mag dieß Eine Vorbereitung seyn und trösten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangten, was sich in mir zum unverbrüchlichen Grundsatz eingelebt hat.

Ihr werdet bei Euch sprechen: „Hat er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freuden in die-

ser Menschengesellschaft kennen gelernt, und schien mit Innigkeit dieß Land und den erwählten Beruf zu lieben?" Ja, dieß war, dieß that ich. — Unter Euerem Schutze, durch Euere unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden. Ihr ließet mich in die Wissenschaft einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens hinaufzuranken zum Ewigen, und durch freie Forschung des Verstandes mir über mich selbst, und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesezt, das Gebiet unseres menschlichen Wissens zu überschauen, und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um für's Leben selbst geschickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menschen in verschiedenen Theilen Teutschlands kennen gelernt. — Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dieß Leben bestehen, und bei allenfalsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber sollte mich dieses alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Euere unsägliche Liebe nicht geradezu anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl und unserer Aller Streben? — So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken, und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben —; und ich wollte nicht sterben?! und

wir, denen die Errettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten nichts dafür thun?

Ob ich Euere Liebe anerkenne oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubt's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht gerade eine Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, sie Euch zu beweisen.

Mutter, du wirst sagen: Warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich tausend Sorgen und steten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den lezten Tagen kindlicher Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich nun? — Theuere Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hingienge, und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von dir entfernt, und du kennst solche Reden nicht, edle Frau.

Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn keiner hervortreten wollte für die teutsche Sache, so würdest du mich auch dießmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch; — ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan seyn. Meine Bestimmung ist diesemnach gegeben. Ob ich noch fünfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in diesen lezten Jahren. Dieß ist unsere Bestimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böse ankämpfen, und dagegen den Vater mit unserem ganzen Leben preisen. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden.

O! daß uns in vollem Maße sein Friede werde! Verlassen auf dem einsamen Wege, den ich wandeln soll, habe ich keine andere Aussicht, als auf ihn, den gnädigen Vater, in ihm fasse ich auch Muth und Stärke, die lezte Bangigkeit zu überwinden, und meine ernste That männlich zu vollführen. Seinem Schutze, seiner Tröstung empfehle ich Euch; möge Er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebet den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht so sehr auf meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns bestehet, und nicht untergehen kann. Dann aber steht in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führet Euere Kleinen, denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unsere gewaltigen Berge, und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar in Mitten Teutschlands der Menschheit sich weihen und gelübden.

Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Dein Seegen komme reichlich auf die kampfrüstige Schaar im teutschen Volke, die deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menschheit, dein Abbild auf Erden, zu fördern muthig entschlossen ist.

---

Das lezte Heil, das Höchste liegt im Schwerte, drück dir den Speer ins treue Herz hinein, der (deutschen) Freiheit eine Gasse!

Jena Anfangs März 1819.

Euer
in Liebe Euch ewig verbundener Sohn
und Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand.

---

## Beilage V.

### Der teutschen Burschenschaft zu Jena.

An die Burschenschaft zu Jena.

Da es unserer vielgeliebten Burschenschaft leicht mißliche Händel verursachen könnte; da ich wohl auch wissen kann, daß mehrere unter uns Anstoß an mir nehmen möchten, wenn ich für's Vaterland auf dem Rabensteine sterben sollte; so möchte ich ihrem allenfallsigen Antrage zuvorkommen, und begehre noch vor meinem Abgange aus der Burschenschaft entlassen zu werden. Besoldete Spürhunde unter uns dahier, die unsere geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen ist, nach Weimar, Wien, Petersburg und wer weiß wohin noch berichten, mögen auch dieses sogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den wenigen unter uns, seiner Art, will ich also nichts zu thun haben, ich möchte sie aufspüren und öffentlich anklagen können, aber um so mehr stehe ich in der innigsten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben teutschen Vaterlande.

Jena Anfangs März 1819.

Karl Sand,
vom Fichtelberg.

---

## Beilage VI.

### Meinen Freunden teutschen Sinnes in Jena.

Zu übergeben durch Frd. Asmis.

Freunde!

Der größte Jammer auf dieser Erde ist unstreitig der, wenn wir das Heiligste, für welches sich Tausende geopfert haben, gemein zu werden und zu ersterben drohet. *) Seit

*) Diese an sich unverständliche Periode steht wörtlich so im Original.
D. H.

ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten wird. Es ist mir dieses Werk unter allen das schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel ins ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben seegenreich werden!

Falle ich; so ist mein lezter Wille zu Euch, daß man, bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, diejenigen, die die Gaben des Geistes, Klarheit der Rede, der handvesten Verwaltung besitzen, diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode, für die hohe gemeinsame Sache bereit seyn zu können, schon bewiesen, die etwa auch schon Ansehen beim Volke erlangt haben, daß man diese dann, so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt stelle, auf daß, wenn das Land frey werden sollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zustand geschaffen werde, daß das teutsche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

Kann ich durchkommen; so weiß ich schon wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.

Gott sey mit Euch!

Jena am Ende März 1819.

Euer teutscher Bruder
Carl Ludwig Sand,
vom Fichtelberg.

(Inquisit erklärte dieses in seinem Verhöre für einen Schreibfehler; es soll heißen: Anfangs März).

## Beilage VII.

### An Herrn Studiosus Sand in Jena.

Gießen, den 12. May 1818.

Mein lieber Sand!

Für die Grüße, die Du durch unsere Freunde an mich geschickt hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Wir haben uns nur die wenigen Tage in Eisenach gesehen. Aber ich meine doch, wir haben uns dort so scharf und treulich einander in die Augen gesehen, daß wir wohl wissen, wofür wir mit unserem ganzen Leben und Streben stehen.

Lieber Bruder, wir wollen uns einander auch in die Herzen sehen, damit wir immer wissen, wie wir streiten wollen für unser Höchstes, damit wir uns nicht verfehlen auf den Wegen zu unserem Ziele. Wer es treu meint mit seinem Volke, der muß auch immer Hand in Hand mit denen stehen, die dasselbe heilige Vorbild im Herzen tragen.

Laß uns darum immer verständigen, nicht blos so lange wir auf der Hochschule sind, sondern so lange nur noch ein Wort vom Einem zum Andern gelangen kann. Was können wir denn thun ohne Verständigung? Wir Jünglinge stehen ja fast allein im Vaterlande (kaum 10 der ältern wollen unbedingt das Wahre) und die Schaar derer, die bestimmt wissen, was sie wollen, und die ihr ganzes Leben und Streben an diese höchste Grundsätze setzen, ist noch gar klein. Aber wenn diese kleine Schaar durch das Band gleicher Ueberzeugung verknüpft ist, wenn man auf jeden unbedingt das Vertrauen hat, daß er nach allen seinen Kräften diese Ueberzeugung ausbreitet, und so die Besten im Volke zu diesem unerschütterlichen Geistesbunde zieht; dann steht eine Grundmauer da, auf welcher die Säulen des Volksdammes,

Freiheit, Gleichheit, Wahrheit und Schönheit ꝛc. ꝛc. aufgerichtet werden können. Wie freudig müssen wir an diesem Werke schaffen, das herrlichste ist's, das von Geschaffenen erbaut werden kann. Die Menschheit ist zum Staube niedergedrückt, ist zu feig nach dem Lichte zu wandeln, das ihr leuchtend vorangeht. Christus ist der Leuchter, der uns vorangehet, der allein von Allen das Werk vollbracht hat, das wir nur theilweise für das Bild der Menschheit, für unser Volk thun wollen. Wie seine Jünger, müssen wir alle Rücksichten fahren lassen, recht eigentlich das Fleisch verläugnen, unbedingt einen reinen Willen über alles Sinnliche herrschen lassen, wenn wir unsere Menschheit aus dem Staube fördern wollen. Ach du fühlst es gewiß auch, Bruder! was das für ein seeliger Beruf ist, in dem wir leben, die reine Menschheit in unserem Volke wieder aufleben zu lassen, die durch Pfaffen-Tyrannei zur Thierheit niedergedrückt ist. Millionen Feinde und Berge stehen uns im Wege, aber die müssen weichen vor der Kraft eines unbedingten Willens, vor dem einigen glühend begeisterten Gottesmuthe, der die Welt mit ihrer Lust und Sünde verläugnet, und vor keinem Tode erblaßt. Dieses stiftet unter uns eine Freundschaft, treu und fest, wie noch keine, aber eine solche, die bei der geringsten Erschlaffung im Guten, bei der kleinsten Handlung gegen die höchste Ueberzeugung, bei der mindesten Kälte gegen das Vaterland aufhört und erstirbt. Mit einer großen Schuld sind wir ja Alle dem Vaterlande verschuldet, möge uns der Herr gütig beistehen, daß wir sie zahlen, und bald!! —

Ackermann (von Jena) war die Ostern einige Tage bei uns; wir verständigten uns vorzüglich mit ihm über die staatsrechtliche Bildungs-Gesellschaft, und erzählten ihm ge-

nau, wie wir es damit halten, auch die Freunde in Darmstadt ꝛc. ꝛc. Er glaubte, es werde in Jena nicht recht angehen, weil euere Verfassung alle Vereine verbiete; er ließ sich aber doch vom Gegentheil überzeugen. Es ist ja (äußerlich) blos wissenschaftliche Forschung; wer etwas anders dahinter sucht, den ladet man ein zu kommen und zu sehen. Ackermann ist gewiß mit Eifer dabei, sein Wille ist gut. Bey Euch muß diese für das Vaterland so wichtige Sache gewiß gut gedeihen. Es wird die Bessern, die Festen, und Unbedingten näher zusammenbringen, und auch so für die Burschenschaft ein günstiger Mittelpunkt werden, der, ohne die Gleichheit zu verletzen, in einem öffentlichen Leben namentlich durch das öffentliche Reden ein solches geistiges Uebergewicht erhalten kann, daß daneben nichts Leeres und Gemeines sein Haupt erheben darf. Nach der Verabredung, die Follenius mit euch getroffen, theilen wir uns monatlich das Ergebniß des Forschens mit. Macht ihr den Anfang damit, und zwar schon den May, Du und Gründler kennt ja auch die Bessern in Erlangen. Kann da nicht ein gleiches entstehen? Sorgt doch dafür, daß es geschehe, wenn es möglich ist. Wie steht es in Berlin? hast du von Jung und Plebe nichts gehört? wie steht es mit Euerer Burschenschaft? Wie ich höre, so ist der A. sogar im Ausschuß. Wie sich diese Schlange zu winden weiß. Was ich gegen ihn habe, das ist dasselbe, was Christus im Matthäus Cap. 12. V. 31. 32. ꝛc. ꝛc. gegen die Pharisäer sagt; persönlich haben wir nichts gegen ihn, aber er handelt gegen die gute Sache wissentlich, und hat, wie ich sicher weiß, noch nicht haarbreit gebessert, darum sollte er, wie Alle, die gleiches Sinnes mit ihm sind, niedergeschmettert werden. —

Was ich oben schon von Dir erbat, darum bitte ich jezt

noch einmal; laß uns unter einander verständigen, damit wir wissen, was wir an einander haben. Grüße von mir und Follenius den Wesselhöft, Wippert, Maßmann, (wenn er noch da ist) und vor allen den guten Fries, und schreibe bald.

Deinem treuen Bruder
Dan. Bauer,
wohnhaft bei Hrn. Assessor N.

# Nachtrag

## zur ersten Abtheilung.

Zu der Zeit, als das erste Schlußverhör mit dem Inquisiten vorgenommen war, glaubte der Herausgeber diese erste Abtheilung schließen zu können. Allein es fanden sich bald von allen Seiten so viele Materialien, daß die Untersuchung fortgesezt und ein neuer Aktenband angelegt werden mußte. Da sich nun nachmals die Herausgabe dieser „Uebersicht" aus wichtigen Rücksichten verzögerte, so ward dieser Nachtrag darum nothwendig, weil er einige Umstände, welche in der Untersuchung vorkamen, näher bestimmt, und des Verbrechers System dadurch in ein zusammenhängenderes Ganze dargestellt zu werden scheint. Auch dürften einige dieser Nachträge nicht uninteressant für den Leser seyn.

Mannheim d. 26. Febr. 1820.

v. H.

## Zu Abschnitt I. S. 8.

Späterhin kam noch ein Brief Sands an seine Eltern zu den Akten, datirt „Jena Ende Januars 1819," welcher nicht ohne Interesse ist, da er zu einer Zeit geschrieben ward, wo der Verbrecher gerade mit dem Mordgedanken und mit den Vorbereitungen zu seiner That beschäftigt war, und weil er seine damaligen Ansichten über Volksglück, repräsentative Verfassung in Baiern u. s. w. enthält. Hier ist sein wesentlicher Inhalt:

„Theureste Eltern!

„Zum Neujahre hatte ich gehofft, bei Ihnen zu seyn, „und wollte einige Male predigen über Apostelgeschichte „17, 16. Ich hatte mich zum Theil auch schon vor„bereitet, aber als E. und S. wegreiseten, überfiel mich „ein starker Schnupfen, und ich mußte auf die Freude „Verzicht thun."

„So mögen Sie Sich denn denken, was ich gern „darüber hätte sagen mögen, daß Gott, weil er uns oft „unbekannt ist, und der Glaube an ihn nur selten mit „rechter Lebendigkeit erscheine; daß er deshalb meist auch „nicht recht verehrt werde, ja zu manchen Zeiten wie jezt, „fast völlig aus allen Lebensverhältnissen verschwunden „sey. Ich hätte dann gern dargestellt, wie ich meine, „daß wir Gott würdig verehren würden, wie wir be„sonders in diesen Tagen aufgefordert seyen, uns Gott „und dem Vaterlande ganz zu weihen, und „ihm nicht blos in der Kirche, sondern vielmehr in al-

„len unsern Lebensverhältnissen mit unserm ganzen Wesen „dienen sollten, auf daß unser ganzes Leben ein recht le„bendiger Gottesdienst sey ꝛc.

„Meine Neujahrs-Wünsche wollte ich Ihnen auf „diesem Wege selbst bringen. Sie gehen nicht auf äußere „Güter und Verhältnisse; denn diese haben ja doch nur „Werth, in so fern wir sie ausfüllen, aber um so mehr „nahm ich bei allen meinen Bitten zu Gott bei diesem „Jahreswechsel unsere ganze Kraft dafür in Anspruch, „daß wir sie ganz zu seinem Preise und zur Erneuerung „unsers deutschen Vaterlandes in der regsten Ergeben„heit und Ergriffenheit gebrauchen mögen."

„Lassen Sie uns auf alle andere Seeligkeit Verzicht „leisten und nur um die einige bitten, die in der freu„digen Regung unseres ganzen Geistes und aller unserer „Kraft und Güter besteht."

„Ich meine, nur in dieser Ganzheit des Vorwärts„strebens ruhet das Seelenheil, und in dieser allseitigen „Regsamkeit zum Besten des Vaterlandes besteht die „wahre Religion und Gottähnlichkeit. Irdisches Unglück „kann diese höchsten Güter uns nicht zerstören, und im „Kampfe und Umsturz in den Lebensverhältnissen sollen „wir eher bitten als sie meiden, weil die Schlaffheit des „gewöhnlichen Lebens dieses Seelenheil mehr zerstört als „fördert, und weil nichts gefährlicher ist für uns Men„schen als lange ruhen."

„Ich habe Ihnen ein Lied hier beigelegt, das aus

„jetziger Zeit, und aus der ächt deutschen Seele eines „Freundes hervorgegangen ist, und ich schicke es „als ein Neujahrs-Geschenk, das meinen Glückwunsch, „der nur in schwachen unbestimmten Zügen entworfen seyn „kann, als ein vollendetes Werk kräftig unterstützen wird."

„Nehmen Sie es, wie ich es meine, und verbreiten „Sie es gefälligst unter allen empfänglichen Herzen, „denn aus solcher Dichtung kann vieles Große hervor„gehen."

„Was also im Uebrigen in diesem Jahre sich er„eignen mag, es kommt aus Gottes Hand, und es wird „uns hinführen auf das eine Ziel, auf das rechte tugend„liche Bestehen in unserm Gott, alles jenes wird von „selbsten kommen, wir aber sollen nur rathen das Eine „was Noth thut."

„Von der Versammlung unserer Landstände ver„spreche ich mir viel für die Erreichung unsers Ziels, „einmal weil aus den verschiedenartig zusammengesetzten „und gebildeten Theilen des jetzigen Baierischen König„reichs gewiß ehrenwerthe, freie und kühne Männer zu„sammengewählt werden, dann, weil alles Schlechte im„mer dann nothwendig schon zusammensinken muß, wenn „es nur öffentlich zur Sprache kommt; und endlich weil „die Sache, die alle Guten wünschen, so tief im Men„schengeiste selbst begründet ist, daß sie jeder Einzelne in „sich trägt und keiner sie ganz verläugnen kann, während „der für's Wohl des Ganzen Ergriffene immer den größ-

„ten Sporn und Drang in sich hat, dafür kühn zu „sprechen und Alles dafür zu wagen."

„Nur in einer Rücksicht kann ich dazu kein Ver„trauen haben, nämlich, daß die alte Engherzigkeit und „Landsmannschaftssucht dabei wieder auftreten wird, so „daß man nicht gehörig an das große Vaterland, an „ganz Deutschland denken wird, sondern nur an Baiern; „während wir doch gerade nichts nöthiger haben, als die „Einheit des ganzen deutschen Volks zu berathen und für „sie mit aller Macht zu sorgen; weil sonst, wenn irgend „eine Gährung im Lande wach wird, unsere mächtigen „Nachbarn, nach der drei Jahrhunderte hindurch bewie„senen Art, dareinfallen, und die Bildung unseres Volks„geistes nicht nur hindern, sondern auch unser ganzes „selbstständiges Daseyn zu zerstören drohen werden. Der „einzige Trostgrund ist für mich in dieser Sache nur die „Hoffnung, daß aus den alten Reichsstädten und Reichs„stiftern auch Männer, der alten Zeiten eingedenk, und „des wahren Volksgefühls voll, auf dem Landtage ihre „Stimme männlich erheben werden, aber lassen Sie uns „Alle recht darauf bedacht seyn, Alt und Jung, ja vor„züglich jedes Kind recht auf diese schönen Bilder von „Volkswürde und auf die schreckbare Gefahr der drohen„den Volkszerstörung aufmerksam zu machen."

„Gott gebe zu Allem seinen Seegen u. s. w."

## Zu Abschnitt III. S. 48.

Um alles zu erschöpfen, was dahin führen konnte, die Widersprüche über das verlohren gegangene sogenannte dritte Packet in das Reine zu bringen, erbot sich Dr. F—s zu einer Confrontation mit Sand, und er sowohl als der Student A—s trafen im Sept. 1819 zugleich mit den beiden Großh. Sächsischen Commissarien in Mannheim ein.

Die Confrontation, welche am 21sten Sept. vorgenommen ward, erstreckte sich über jenes Packet, und über das Geldanlehen, welches Sand von Dr. F—s vor seiner Abreise empfangen haben wollte.

Sand mußte seine frühern Aussagen noch einmal wiederholen, und er hielt alsdann dem F—s vor, daß er ihm am Abende vor seiner Abreise ein versiegeltes Packet ohne Aufschrift in die Hand gegeben, (V. III. S. 10—15.) und ihn gebeten habe, solches dem A—s zu übergeben, wenn er zu ihm komme.

F—s wollte sich alles dessen nicht erinnern, ohne doch geradezu zu widersprechen; er verlangte nähere Umstände, und wolle dann seine Ueberzeugung, so wie sie sich in seiner Erinnerung darstelle, redlich aussprechen, falls ihm dadurch die Sache erinnerlich werde.

Er berief sich auf sein schwaches Gedächtniß, und meinte, daß wenn ihm Sand das Packet auf die Ar

übergeben habe (nämlich als etwas Gleichgültiges und gleichsam im Scherze), so sey es begreiflich, daß er keinen Werth auf den Vorgang gelegt habe.

Inquisit wiederholte darauf (V. III. S. 19.) seine Erzählung im Zusammenhange dem Dr. F—s in das Gesicht.

Dieser erwiederte: „Er traue Sands Wahrheits„gefühle mehr, als seinem schwachen Gedächtnisse. Er „glaube daher vielmehr, daß es so geschehen sey, wie „Sand behaupte, als daß es nicht geschehen sey, und „werde hierin um so mehr bestärkt, als Sand in der „Untersuchung behauptet habe, daß er keine Theilneh„mer oder Mitwisser seiner That habe. Er müsse also „annehmen, daß Sand um so treuer diese Umstände „angegeben, als er ohnehin in freundschaftlichen Ver„hältnissen mit ihm gestanden."

Das Geldanlehn von 20 Rthlrn. läugnete F—s (V. III. S. 19—26.), ohngeachtet er sich nicht genau darauf besinnen wollte, nicht ganz ab. Er erinnere sich — sagte er — dem Sand auf dessen Zimmer eine Rolle mit Kopfstücken gegeben zu haben.

Mit dem Studenten A—s fand zwar keine eigentliche Confrontation statt. Allein Sand mußte ihm seine Aussage in's Gesicht wiederholen. A—s blieb dabei, daß er die beiden Packete der Mutter des Sand eingehändigt, diese sie außer seiner Gegenwart eröffnet,

und nachmals den „Brief an die Eltern" zum Vorscheine gebracht habe.

Wenn dieser Brief (V. III. S. 29—33.) nicht von Sand in eines der beiden Packete gethan sey, so müsse ihn ein Dritter hineingeschoben haben. Sand beharrte dabei, daß er sich nicht anders erinnere, als daß er den Brief in das dritte Packet gelegt habe.

---

## Zu Abschnitt III. S. 48.

An dem Kleiderschranke auf Sand's Zimmer in Jena fand man einen hebräischen Spruch aus den Psalmen, welcher übersetzt ward: „ich will die Morgenröthe wecken." Sand gestand, ihn geschrieben zu haben (V. III. Fr. 72.), jedoch ehe er noch den Entschluß zur That gefaßt habe, im Sommer 1818. Er habe gar keine Beziehung auf dieselbe.

---

## Daselbst.

Da in den Akten die Andeutung vorkam, daß Sand in Jena mehrmals die Anatomie besucht, und sich insbesondere die Lage des menschlichen Herzens habe zeigen lassen, so ward er über diesen Umstand befragt.

„Er sey — sagte er — (V. III. Fr. 73.) zwar „zu Erlangen und Tübingen mehrmals auf der Ana„tomie gewesen, aber niemals habe er sich nach der „Lage des menschlichen Herzens erkundigt. In Jena „sey er nur einmal zufällig mit A—s auf die Anatomie „gerathen, habe aber auch dort nicht nach dem mensch„lichen Herzen gefragt, sondern nur einen Theil eines „Kopfes und einen Kinderarm gesehen."

---

## Zu Abschnitt III. S. 52.

Der Aufenthalt Sand's in Erfurt ist noch in ein tiefes Dunkel gehüllt.

Der Lehrer S. nochmals vernommen, läugnete nämlich, unter wiederholtem Erbieten zum Eide, daß Sand vom 9ten bis 11ten März bei ihm in Erfurt gewesen sey. Auch der vernommene Waisenvater, dessen Frau und die Magd, welche zu jener Zeit bei ihm diente und dem S. täglich will aufgewartet haben (V. III. [25.] Beil. 1. 2. 3.), läugneten durchaus von Sand irgend etwas gesehen zu haben.

Der Inquisit, über diesen Widerspruch weiter constituirt (V. III. Fr. 76 — 87.), beharrte durchaus auf seinen Angaben, wußte aber keine nähern Umstände anzuführen.

Nun verlangte die Commission die Beeidigung der in dieser Sache abgehörten Zeugen.

Sie wiederholten aber (V. III. [50.] Beil. 1.), nachdem sie beeidigt waren, lediglich ihre vorigen Aussagen.

Sand dagegen, den man auf das Neue constituirte (V. III. Fr. 96—98.), blieb durchaus bei seiner Behauptung. Er könne sich — sagte er — die eidliche Behauptung der entgegengesetzten Angaben nicht anders erklären, als daß S. nebst dem Waisenvater und seinen Leuten sich geirrt hätten. S. insbesondere könne aus Furcht, daß ihm die Bekanntschaft mit ihm und das Zusammenwohnen äußerlich schaden möge, die Wahrheit hinterhalten haben. Sein Aufenthalt in Erfurt sey das Unbedeutendste in der ganzen Untersuchung, und dem S. insbesondere könne durchaus nichts zur Last gelegt werden. Er müsse es auf eine Confrontation ankommen lassen.

Da nun Inquisit auch in einem spätern Verhöre bei seiner Behauptung durchaus verblieb, so ist kaum zu glauben, daß die Sache noch näher aufgeklärt werden kann. Wäre es der Fall, so soll solches in der 2ten Abtheilung angezeigt werden.

---

## Zu Abschnitt IV. S. 80.

Der Medicinal-Referent übergab am 23. Nov. 1819 sein Superarbitrium bei dem Hofgerichte, welches im Auszuge dahin gieng:

„Die beiden Wunden im Gesichte, weil dadurch kein „zur Lebensfortsetzung unbedingt nöthiger Theil verlezt

„ward, wurden als heilbare Verwundung in keinem Falle „für tödtlich erklärt."

„Die zweite, in der Mitte des Brustbeins in der „Gegend der 4ten und 5ten Rippe anfangende, von „Außen 1 Zoll und 3 Linien lange Schnittwunde kann „auch noch nicht als solche erkannt werden, welche un„bedingt den Tod hätte zur Folge haben müssen."

„Die dritte, auf der linken Brustseite, zwischen „der 4ten und 5ten Rippe befindliche, einen Zoll lange „Schnitt-, aber zugleich in die Substanz der linken Lunge „eingedrungene Stichwunde — hatte die natürliche Folge, „daß das Herz blutleer, dagegen die Verzweigungen „der Luftröhre mit ausgetretenem Blute angefüllt waren, „auch die in dem rechten und linken Mittelfelle aus„getretene Blut-Masse sich bis auf 3 und ¾tel Schoppen „belaufen hatte."

„Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß die bei „der Section vorgefundenen Abnormitäten, oder krank„hafte Beschaffenheit einzelner Gebilde, als eine Ver„wachsung der Lunge mit dem Rippenfelle, Knoten in „der Substanz der Lunge, oder Stein in der Gallenblase „zur Beschleunigung des Todes nichts beygetragen haben „können, da wo von einer Verletzung des Stamms der „Lungen-Pulsader die Rede ist; denn wenn es auch in „den Annalen der gerichtlichen Arzneiwissenschaft nicht „an Beispielen fehlt, daß bedeutende Stichwunden der „Lunge und des Herzbeutels nicht immer den Charakter

„der Tödtlichkeit trugen, so kann doch die Möglichkeit „einer Lebens-Erhaltung bis auf eine Verletzung des „Lungen-Pulsader-Stamms, wie sie in der bezeichneten „Brustwunde des Staatsraths v. K. erscheint, ärztlich „nicht ausgedehnt werden, da durch sie eine schnelle Ver- „blutung eintreten und durch Aufhebung des Respirations- „und Circulations-Geschäfts auch schneller Tod herbei- „geführt werden mußte, da sich diese Folgen weder durch „die Wirksamkeit der Natur, noch jene der Heilkunde be- „seitigen ließen."

---

## Zu Abschnitt V. S. 91.

Veranlaßt durch öftere Ermahnungen der Commission, wegen der vielen Unwahrheiten, welche Inquisit sich in seinen Verhören erlaubte, erbat sich derselbe am 3ten Febr. 1820 die Erlaubniß, einen Nachtrag zu Protokoll zu geben, und da er sich erklärte, seine Absicht gehe dahin, das Schwankende seiner Aussagen in Beziehung auf mehrere Punkte der Untersuchung ausführlich zu rechtfertigen, so erlaubte man ihm, diesen Nachtrag zum Protokolle zu dictiren.

### Protokoll v. 12ten Febr. 1820.

Inquisit dictando: Als junger Deutscher und Bekenner Christi erhebe er sich auf zu Gott und schaue sein Gebot, und wolle es lieben. Er fühle seinen göttlichen Willen, und wolle in Ewigkeit keinen Theil

haben an dem Bösen und Schlechten. Darauf schwöre er. Das ist Wahrheit!

Daher liebe er die Freiheit als eben dieses Leben blos um Gottes und des Guten willen, als die rechte Erhebung über die Sinnlichkeit und als die selbstständige Entwickelung aller menschlichen Kraft, unter dem Schutze der Gleichheits-Rechte aller in der Gesellschaft. Daher liebe er die Einheit seines deutschen Volks, als die rechte Verbindung für den höchsten Zweck der Menschheit, durch jene Liebe, wie sie Gott von uns fordere. Er strebe daher in seinem deutschen Volke Begeisterung für alles Hohe und Edle, demüthige Ergebung in Gottes heiligen Willen, und überhaupt ein Leben voller Andacht und Würde zu befördern, und hasse von Herzen alles, was diesem Zwecke zuwider ist. Darauf schwöre er. Das ist Wahrheit.

Er liebe als Freunde alle die, so das Wohl seines Volks ernstlich zu berathen bemüht und die bereit sind, all das Ihrige zur Erreichung dieses höchsten Zwecks dahin zu geben. Er hasse dagegen als Feinde alle, die in ihrer Selbstsucht oder in frevler Bosheit den Geist der Menschheit nieder zu halten, und ihre Brüder zu unterdrücken suchen. Gegen einen dieser Feinde habe er sich mit eignem Arme gewendet, und somit ihm und allen seinen Gehülfen, namentlich jenen Untertretern der Freiheit, den Krieg angetragen. Wer nicht mit ihm ist, ist wider ihn.

Auf dieser Bahn sey ihm das Gericht mit dem Stadtphysikate entgegen gekommen, und habe ihn aufgenommen, ob Freund oder Feind? darüber könne ihm Niemand Rechenschaft geben. Im tiefen Gefühle des Rechts und Unrechts, und wie er denn nichts mehr hasse, als jenen selbstherrscherischen eigennützigen Pöbel, der walteschen durchaus kein Regiment und gesellschaftliche Ordnung haben wolle, hätte er immer eine fromme Scheu vor dem gemeinsamen Gerichtswesen, und es dünkte ihm immer (ja wenn er selbst menschlicher Weise jedem Gerichte verfallen sollte), es dünkte ihm auch hier dieser Act eine freudige Handlung, weil dadurch das Wohl der Menschheit bestehe; auch jezt habe er diese Gesinnung nicht aufgegeben. Aber in dieser hochnothpeinlichen Zeit, wo der einzige freudige Ausweg der sey, sich unbedingt und fest zu entscheiden, habe auch er sich entschieden, und zwar so, daß er die sich als Feinde gegenüber fand, in deren Namen alle Gerichte geübt werden.

Soll nun überhaupt ein Gericht seiner erhabenen Idee entsprechen, so muß hier 1) eine Gerechtigkeitspflege nach dem volksthümlichen Gesetze, lediglich um des Guten an sich willen, verwaltet werden. Mit einem Worte: die Justiz muß rein geschieden seyn von der Verwaltung, und das Gericht muß sowohl bei Untersuchung als Urthelsspruch sich durchaus frei wissen von allem Einspruche der Machthaber, von allen Einflüssen von

Staats-Maximen und der Cabinets-Politik und 2) muß das Gericht mit ehrenwerthen geschickten Männern berathen seyn, mit rechtschaffenen Rechtsgelehrten, die ihr Amt, die Untersuchung und den Urthelsspruch lieber niederlegen, als dem über sie Macht Habenden irgend einen Eingriff zu verstatten. — Von Erstern könne er sich in denen über alles jammervollen Verhältnissen dieser Tage durchaus nicht überzeugen. Rücksichtlich des Zweiten sey Achtung und Vertrauen zu seinen Richtern in ihm, seit er sie kennen gelernt, mit fortschreitender Untersuchung gewachsen, daher in diesem seinem unseeligen Zustande der Grund seines Schwankens. Solle nun die tiefe Ehrfurcht vor dem Gerichtswesen auch in diesen Verhältnissen ihn wiederum durchdringen, und ihn zum strengen pflichttreuen Gehorsam bestimmen, solle er das Gericht als wirklich hoch über ihn stehend, als den wahrhaftigen Wägepunkt in der Wage der Gerechtigkeit, dessen Schwere niemals in die Wagschaale hinabtrifft, mit frommer Scheu verehren, so müsse er sich überzeugen können, daß hier durchaus keine Abhängigkeit des Gerichts von dem deutschen Fürstenbunde und seinen Congressen statt finde, weil er diesem für die Freiheit seines Volks sich entgegen gestellt habe, und daß durchaus keiner Staats-Maxime Gehör gegeben werde, oder er müßte nicht wissen, daß sein Verbrechen einzig darin bestehe, daß er den jezt Gewalthabenden als Einzelner, ohne sich mit ihrer überschwenglichen Macht messen zu können, entgegen getreten

sey. — Wer ihn aber damit kurz abfertigen wolle, daß er ihn in die Reihe gemeiner Verbrecher werfe, die sich durchaus nie für anklagungswerth und strafwürdig halten wollen, und die durch ihre Selbstsucht und einbekannte Lieblosigkeit zur Menschheit allen Schein eines innigen Begehrens nach wahrer Gerechtigkeit wirklich verloren haben, von dem verlange er eben Beweis, ja weiter nichts als die Angabe eines einzigen gültigen Vergleichungs-Grundes, den er mit jenen gemein habe.

Nein, der Anschein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit ist hier zu nichte; dagegen tritt mit aller seiner Macht und mit voller Gültigkeit gegen ihn das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er sich ja auch als offenkundiger Feind, da er gefangen, in Allem geduldig unterwerfe, und von dem er selbst einsehe, ja sogar gestehe, daß es gegen ihn, da er als Einzelner, ohne alle Unterstützung es nur durchführen zu können, die alte Ordnung angegriffen habe, nothwendige Maaßregel sey. Also alle Maximen der Politik erkenne er selbst gegen sich als erlaubt, aber nur müsse ihn Niemand dadurch zum Thoren machen wollen, daß er diese Verfahrungsweise mit der wahrhaftigen öffentlichen Gerechtigkeits-Pflege geradezu verwechselnd, von ihm dieselbe, um der eigenen Seeligkeit willen unbestechliche Pflichttreue fordere, die nur von einem Gerichte, das das gesammte Volk vorstellt, und in seinem Namen Gerechtigkeit handhabt, billig gefordert werden kann.

(Hier endigte Inquisit mit der Bitte, die Fortsetzung auf einen andern Tag zu verschieben.)

## Protokoll vom 16ten Febr.

Inquisit fuhr fort zu dictiren: seine Richter mögen ihm also zum Vorwurfe machen, daß er vor ihnen die Wahrheit verkehrt habe. Wer sonst noch von dem Gange der Untersuchung erfährt, muß ihm Schwäche und Unbeständigkeit zuschreiben. Entschuldigt könne er nur von dem werden, der den Jammer dieser bis in den Tod peinlichen Zeit mit gleichem Volksgefühl verspüret wie er, und mit diesem unbesiegbaren Schmerze wolle er sich nun an den deutschen Fürsten-Bund wenden, und spreche zu ihnen aus seinem Gefängnisse:

„— Ihr Fürsten, selbst nach Euern eignen Grund-„gesetzen und Hausordnungen solltet Ihr allezeit die „Meister und Ersten im Volke seyn, und Ihr habt Euch „meist überall als die Schlechtesten benommen.“

„Auf die uralten Bünde des deutschen Reichs habt „Ihr geschworen, und dem Reiche deutscher Nation, als „seine beamteten Grafen und bestallten Herzöge, für seine „erhabenen Zwecke strengen Gehorsam und ewige Treue „feierlich zugesagt, und Ihr waret es doch, die seit fünf „Jahrhunderten im bösartigsten Eigennutze, blos um „selbsterbliche Fürsten und unabhängige Tyrannen zu wer-„den, dem Reiche Euch entzogen, den Feinden Euch an-„gehängt, die angestammte Freiheit des Volks verrathen,

„und

„und den Kaiser allzeit bedrückt, und ihm manchfach die „Treue gebrochen habt.“

„Ihr, die Ihr zumeist noch lebt, Ihr wart es, von „denen wir selbst sahen, wie Ihr in den lezten Zeiten, „anstatt das Reich zu schützen und das Volk an Ehre, „Kraft und Herrlichkeit zu mehren, mit dem Feinde ge„buhlt habt, blos um Euch auf Kosten des Vaterlandes „selbst zu vergrößern. Ja, Ihr seyd es, die endlich gar „den Eid, geschworen auf die ehrwürdigen Statuten des „deutschen Reichs, gebrochen, und so das alte heilige „römische Reich deutscher Nation in ewige Schande und „Schmach begraben habt. Das deutsche Volk selbst habt „Ihr in der Qual völliger Entehrung und namenlosen „Schimpfes von allen Seiten fast ersticken lassen, und „den großen einen Geist in ihm würdet Ihr, hienge es „von Euch ab, schon längst zum Vortheil Eurer Fürsten„thümer säkularisirt haben.“

„Des Mannes Wort ist es, was alle gesellschaft„liche Welt zusammenhält und worauf der Staat sich „gründet. Der Fürst, der nicht unverlezt sein gegebenes „Wort hält, untergräbt Treu und Glauben, und zer„stört den Staat. Eure Versprechungen nun, das vom „Volke Gewünschte, das von der Zeit Erheischte wirklich „zu schaffen und alles Freie und Gute von nun an ernst„lich begünstigen zu wollen, diese waren es vorzüglich, „die Euch durch das Blut deutscher Bürger von der Hand „Eurer Feinde rettete, und dennoch habt Ihr Euer treu

„hoffendes Volk jezt schon so viele Jahre des Friedens „hindurch nicht blos mit leeren Worten getäuscht, und „noch nichts zum Guten geändert, sondern Ihr habt, „was jedem Deutschen besonders unziemlich, durch Euer „Drehen und Deuten an dem, was Ihr klar versprochen „habt, und was vom Volke erwartet wurde, und durch „viele neue Anstalten, die Euern Versprechungen völlig „widerstreiten, genugsam bewiesen, daß Ihr auch hier „Briefe und Siegel brechen wollt."

„Jammer und Noth im Lande rühren Euch nicht, „Euer übermäßiges Prassen, Euere Selbstsucht einzu„schränken; gegen allen edlen Gemeingeist im Volke, ge„gen das Aufkommen einer freien öffentlichen Tugend, „überhaupt gegen alle Regungen des Großen und Edlen „verfahret Ihr so gehässig, so mit bösem Gewissen und „wählet so niedrige Mittel, um es alsbald zu unter„drücken, daß man Euch für die eigentlichen Lügengeister „halten muß, weil Ihr dem reinen Geiste so geradezu „in's Angesicht höhnt. Wenn ich vom Gegentheile über„zeugt werden kann, so widerrufe und schweige ich. „Uebrigens bin ich erwachsen, alt und gebildet genug, „um mit Wahrheit das einzusehn, was Gott und die „Menschheit sowohl von mir selbst, als von Andern, „und von Euch deutsche Fürsten fordert. Zugleich bin „ich ein Deutscher, dem das Vaterland am Herzen liegt, „und da ich in Ruhe und Stille den höhern Zwecken der „Menschheit nachleben zu können hoffte, habt Ihr mich

„selbst aufgescheucht, und aus diesen schönen Verhältnissen „herausgerissen, deßhalb habe ich hier völliges Recht zu „reden.“

„Eigene Noth und die Noth des Vaterlandes, seyen „sie auch noch so groß, können mich nicht dahin bringen, „meine Würde wegzuwerfen, und dem Vaterlande die „Treue zu brechen, sie nöthigt mich vielmehr frei diese „Stimme zu erheben, und mit allem Ernste, den der „Geist mir gebietet, setze ich hinzu:

„Ihr Fürsten Deutschlands! warum mußtet Ihr „mich aus meinem Frieden aufstören? Warum habt Ihr „mich gezwungen, meinen Glauben und Vertrauen zu „Euch aufgeben zu müssen? Noch will ich Euch nicht mit „Flüchen überschütten, nie werde ich mich dazu herab„lassen. Aber wenn es für jede unsterbliche freie Seele „zur höchsten Qual und Unseeligkeit gereicht, andere ihres „gleichen in ihren göttlichen Rechten zu kränken, und ge„gen das Wahre und Gute anzukämpfen, so will ich mit „aller Inbrunst Euch hierbei bitten:

„Rettet das Vaterland; noch ist nichts verloren. „Nur einmal beweiset Euch recht von Herzen deutsch, nur „einmal zeigt, daß Ihr ganz dem Wohl des Volks, nicht „mehr Euerm eignen Willen lebt, daß Ihr einigem irr„dischen Vortheile entsagen könnt, und um aller Seelen „Heil willen, das Freie und Große unterstützet. So sind „schon alle Guten wieder ausgesöhnt, Treu und Glauben „kehren wieder, bleibender Ruhm wird Euch — wo nicht,

„so wird man rechten für die Freiheit und Ihr wisset und „fühlet selbst, daß dann vor Gott und Ewigkeit, troz „Eurer ungeheuren Macht, Euch jeder Einzelne über„winden kann."

Somit habe er, Inquisit, die tausend und aber tausend Spiesse der Welt gegen seine Brust gekehrt, und Niemand könne ihm beistehen als Gott und die Wahrheit, die durch dessen Gnade in seinem Innern throne. Gott helfe ihm!

---

Während der Inquisit dieses dictirte, hat man ihn verschiedene Male auf die Ungebührlichkeit und Sträflichkeit seiner Ausdrücke abmahnend aufmerksam gemacht. Derselbe erklärte aber:

„Er könne, da er diese Erklärungen so ungern, durch„aus nicht muthwillig und blos im höchsten Drange von „sich gebe, hiebei nunmehr ein körperliches Wohl und „Wehe nimmermehr berücksichtigen, und müsse einzig „auf die innere Stimme hören, die ihm wie zu seinen „frühern Handlungen, reiner noch hinzu dringe."

---

## Zu Abschnitt V. S. 94.

Nachdem zufolge des Beschlusses der deutschen Bundestags-Versammlung vom 20sten Sept. 1819 die Errichtung einer Central-Untersuchungs-Commission in Mainz beschlossen, und dieselbe nachmals constituirt ward, so ward vom Großh. Staats-Ministerio der

Mannheimer Untersuchungs-Commission unter dem 21sten October aufgegeben (V. III. [30.]:

„Die Akten hinsichtlich des an dem Staatsrath „v. K. begangenen Mordes dem Mannheimer Hof„gerichte als dem ordentlichen Richter zu übergeben, „um das Rechtliche zu erkennen."

„In so weit aber diese Untersuchung Stoff zu „weitern inquisitorischen Verhandlungen demagogischer „und aufrührerischer Bewegungen zum Umsturze der „deutschen Verfassung und des Verbrechens des Hoch„verraths liefere, sey die weitere Verfolgung der aus „der Sandischen Untersuchung hervorgehenden Inzichten „ein Gegenstand, welcher zum Wirkungskreise der Central„Commission in Mainz gehöre;— welcher von Seiten der „bisher in Mannheim niedergesezt gewesenen Commission „mit allen etwa weiter nöthigen Auskünften schleunig und „pflichtmäßig an die Hand zu gehen sey."

Nachdem also die betreffenden Auszüge aus den Untersuchungs-Akten, von Carlsruhe aus, der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz zugegangen waren, so übergab die Special-Commission zu Mannheim am 9ten Nov. 1819 ihre Akten dem dortigen Hofgerichte zur Entscheidung. Indessen dauerte diese Commission, auf ausdrücklichen höchsten Befehl auch nachmals fort, und hatte Veranlassung — insbesondere rücksichtlich mehrerer auswärtigen Requisitionen — ihre Verhöre mit dem Inquisiten fortzusetzen.

# Zu berichtigende Druckfehler.

S. 8. Z. 8. v. u. in der Anmerk. lies: seines statt eines.
— 11. — 9. v. u lies der statt durch.
— 15. — 14. lies Boekh statt Bondh.
— 18. ist der Zweite Abschnitt durch II. zu bezeichnen.
— 21. Z. 3. v. u. lies Irrsale statt Irrsaale.
— 22. — 13. lies den ihrigen statt der ihrigen.
— 39. — 2. v. u. lies angestrichenem statt angestrichenen.
— 39. — 8. v. u. lies einem Haft statt einer Hafte.
— 40. — 6. lies ihn statt ihm.
— 46. — 8. v. u. lies dem statt den.
— 48. — 10. v. u. lies das statt des.
— 52. — 9. v. u. lies haben statt habe.
— 69. — 1. lies letzterem statt letzteren.
— 69. — 3. lies dieser statt er.
— 71. — 2. v. u. lies ihm statt ihn.
— 78. — 4. v. u. lies ihrem statt ihren.
— 94. — 5. v. u. lies vertheidigt statt entheiligt.
— 96. — 6. v. u. l. Hippogryphen st. Hypogriphen.
— 103. — 4. lies im statt in.
— 111. — 6. v. u. lies eine statt ein.
— 116. — 9. lies eine statt einer.
— 126. — 11. lies Folge statt Frage.
— 130. — 12. lies Erniedrigung statt Empfindung.
— 134. — 14. lies eine statt nur.
— 135. — 3. lies tadeln, wer da will;
— 140. — 6. v. u. lies dahin statt sohin.
— 147. — 13. lies synonim statt synonym.
— 148. — 7. lies: — heißt es — „eine.
— 150. — 16. lies ihn statt ihm.
— 155. — 3. v. u. lies Salamis statt Palamis.
— 157. — 1. lies in das Publikum statt im Publikum.
— 165. — 15. lies Begehren statt Begehen.
— 171. — 5. v. u. l. gemeinsame st. gemeinsamen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hohnhorst, Levin Karl von

Vollstaendige Uebersicht der gegen Carl Ludwig Sand, wegen Meuchelmordes, veruebt an dem k. russischen Staatsrath v. Kotzebue, gefuehrten Untersuchung
Bd.: 1

Stuttgart (1820)

Crim. 134 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10394719-1